

Zur Besinnung

Mit offenen Augen – wir sind reich! Zu Lukas 16,19-31

(Aus der Predigt in der Eucharistiefeyer beim Jahrestreffen zum 90jährigen Jubiläum des HELIAND am Sonntag, 24.9.2016)

Gunda Mayer

¹⁹ Es war einmal ein reicher Mann, der sich in Purpur und feines Leinen kleidete und Tag für Tag herrlich und in Freuden lebte. ²⁰ Vor der Tür des Reichen aber lag ein armer Mann namens Lazarus, dessen Leib voller Geschwüre war. ²¹ Er hätte gern seinen Hunger mit dem gestillt, was vom Tisch des Reichen herunterfiel. Stattdessen kamen die Hunde und leckten an seinen Geschwüren. ²² Als nun der Arme starb, wurde er von den Engeln in Abrahams Schoß getragen. Auch der Reiche starb und wurde begraben. ²³ In der Unterwelt, wo er qualvolle Schmerzen litt, blickte er auf und sah von weitem Abraham, und Lazarus in seinem Schoß. ²⁴ Da rief er: Vater Abraham, hab Erbarmen mit mir und schick Lazarus zu mir; er soll wenigstens die Spitze seines Fingers ins Wasser tauchen und mir die Zunge kühlen, denn ich leide große Qual in diesem Feuer. ²⁵ Abraham erwiderte: Mein Kind, denk daran, dass du schon zu Lebzeiten deinen Anteil am Guten erhalten hast, Lazarus aber nur Schlechtes. Jetzt wird er dafür getröstet, du aber musst leiden. ²⁶ Außerdem ist zwischen uns und euch ein tiefer, unüberwindlicher Abgrund, sodass niemand von hier zu euch oder von dort zu uns kommen kann, selbst wenn er wollte. ²⁷ Da sagte der Reiche: Dann bitte ich dich, Vater, schick ihn in das Haus meines Vaters! ²⁸ Denn ich habe noch fünf Brüder. Er soll sie warnen, damit nicht auch sie an diesen Ort der Qual kommen. ²⁹ Abraham aber sagte: Sie haben Mose und die Propheten, auf die sollen sie hören. ³⁰ Er erwiderte: Nein, Vater Abraham, nur, wenn einer von den Toten zu ihnen kommt, werden sie umkehren. ³¹ Darauf sagte Abraham: Wenn sie auf Mose und die Propheten nicht hören, werden sie sich auch nicht überzeugen lassen, wenn einer von den Toten aufersteht.

Das also soll Evangelium sein, Frohe Botschaft, ausgerechnet zu unserem Jubiläum? Wer reich ist, dem ist nicht zu helfen, Reichsein der direkte Weg zur Hölle?

Damals wie heute ist dieses Gleichnis eine Provokation an die Adresse der Begüterten, denen es schon längenmäßig die größere Aufmerksamkeit widmet. Jesus greift hier ein damals nachweislich verbreitetes altägyptisches Märchen von der Reise des Si-Osiris ins Totenreich auf, das in Palästina umgewandelt wurde in die Geschichte vom armen, gerechten und frommen Schriftgelehrten Lazarus und vom reichen, ungerechten Zöllner; im Jenseits wird der Arme mit Freuden, der Reiche mit Qualen belohnt, gängigem Gerechtigkeitsverständnis entsprechend. Nicht ganz so bei Jesus:

Er behält zwar den Namen Lazarus, d. h. *Gott hilft*, bei, macht den Armen so als einzigen Beamten zum Sympathieträger - aber von dessen Frömmigkeit oder Gerechtigkeit hören wir

nichts, seine Armut allein scheint das moralische Kapital.

Dabei rückt der Arme in die Nähe von Hunden: Lazarus hätte gerne die Abfälle vom Tisch, d.h. die Fladenstücke, die zum Ausputzen der Teller benutzt und danach den Hunden vorgeworfen werden; ja, die Hunde lecken sogar seine Wunden - er ist total ausgeliefert, vor der Türe - ausgeschlossen, evtl. sogar ausgestoßen, denn Krankheit ist nach damaligem Verständnis ja eine Strafe Gottes.

Wie der Arme ist der Reiche „Kind“ Abrahams, gehört also zum auserwählten Volk - und landet in der ewigen Verdammnis. Dabei hat er einfach nur in Freuden gelebt, in feinsten Kleidung, bei ständigem Festmahl - kein Verbrechen, oder doch? Vielleicht schimmert hier durch, dass man in Palästina zur Zeit Jesu reich wurde durch Handel und Umgang mit den reichen Römern und damit durch Aufweichen der eigenen jüdischen Tradition; wer fromm war, blieb arm - das

hebräische Wort „anaw“ bedeutet zugleich „arm“ wie „fromm“.¹

Holzschnittartig zeichnet Jesus die beiden Extreme im Diesseits - das Hauptgewicht aber liegt auf den Folgen im Jenseits. Der vorher scheinbar von Gott Verlassene, Hungernde, Lazarus, erfährt nun die geballte Zuwendung des Himmels: Engel tragen ihn in Abrahams Schoß, d. h. an den Ehrenplatz beim himmlischen Festmahl, das kein Ende kennt – ein Bild für das eschatologische Leben in Fülle.

Eine simple Vertröstungsgeschichte also nach dem Motto „Wem es hier schlecht geht, der wird nach dem Tod belohnt.“?

Sicher nicht, denn nun folgt der lebendige, Jesus eigener Erzählteil in einem Dialog zwischen dem Reichen und Abraham; der Meistererzähler Jesus zeigt mit dieser Veränderung der Überlieferung, worauf es ihm ankommt, nämlich auf das Schicksal des *Reichen*. In spiegelbildlicher Umkehr ist *der* nun der Ausgeschlossene, dem niemand zu Hilfe kommt, ja, kommen kann; schlimmer noch: die Entsprechungen im Jenseits überbieten das Diesseits; dem einsamen *Ende* des Armen vor der Haustüre steht nun das *unendliche* Leiden des Reichen gegenüber, und das nicht nur für ihn, sondern auch für seine „Brüder“ - für die, die so leben wie er. Fast haben wir Mitleid mit ihm, wenn er durch eine spektakuläre Wiederkehr des Lazarus aus dem Totenreich seine Brüder warnen will. Die Abweisung ist scharf: „Sie haben Moses und die Propheten“. D. h. wer auf Gottes Wort nicht hört, wird auch einem Wunder nicht sein Ohr bzw. Herz öffnen.

Damit hat Jesus die alte Geschichte auf seine Zuhörer hin geöffnet – auch auf uns also.

Und was ist nun eigentlich so verwerflich an dem Reichen?

Wir hören weder von Betrug noch von Ausbeutung oder Gewalt des Reichen. Was mir aber auffällt: Vor seiner Tür, also dort, wo er sicher täglich ein- und ausgeht, so dass er eigentlich nicht daran vorbeisehen kann, liegt Lazarus, einer, der offensichtlich Hilfe braucht – und wir hören nichts von einer Reaktion des Reichen; er

vertreibt den Armen nicht, er beschimpft ihn nicht – nein, schlimmer: er nimmt ihn gar nicht wahr. Er lebt einfach ungestört in seiner Luxuswelt der Schönen und Reichen, in einer Parallelwelt, die sich selbst genügt, die alles Unangenehme, Krankheit, Armut, Tod... draußen lässt, vor der Tür, in dummer Selbstüberschätzung oder letztlich aus Angst.

„Berührungsängste“ im wörtlichen Sinn wären zur Zeit Jesu bei Aussatz durchaus verständlich, aber hier geißelt Jesus ein selbstsüchtiges Aneinandervorbeileben als Haltung – kennen wir das nicht auch in unserer Gegenwart?

Man muss gar nicht an Pop- und Fußballstarglitter denken oder an superreiche Manager, die besten Gewissens ihre Boni noch aus dem Konkurs und damit der Arbeitsplatzvernichtung Tausender ziehen. Ich denke an das jahrelange Weghören des reichen Europa bei Nachrichten über angeschwemmte tote oder lebende Flüchtlinge im Mittelmeer, und an den lächerlichen Versuch mancher Länder, sich mit Mauern davor zu schützen; ich denke an deutsche Städte, in denen scheinbar harmlos neuartige Parkbänke bzw. Beschallungen unter Brücken konstruiert werden, so dass man dort nicht mehr schlafen kann; Obdachlose hält man sich so vom Hals – alles dies hilflose Versuche, Arme aus unserem Blick und Bewusstsein fernzuhalten, aus unserer reichen Welt auszuschließen – wie Lazarus. Es sind auch unsere *Augen*, die das Gleichnis Jesu öffnet, indem es zeigt, dass Gott den Armen nicht nur sieht, sondern entgegen damals verbreitetem Glauben auch liebt, ja mit dem Ehrenplatz ehrt. Jesus gibt der Angst eine andere Richtung: Nicht vor den *Armen*, sondern vor den *Folgen des eigenen verkehrten Handelns* muss der Reiche Angst haben.

Er erfährt nach dem Tod – d. h. endgültig -, dass die von ihm so sorgfältig abgetrennte, ausgeblendete Welt des Armen die Welt Gottes ist, aus der er sich selber durch sein Handeln endgültig ausgeschlossen hat. Was für eine feine Ironie in der spiegelbildlichen Umkehrung der Situation vom Diesseits zum Jenseits, was für eine Drohung aber auch für die Reichen, für *uns* Reiche - und was für eine Provokation! Eine Herausforderung zu anderem Handeln, zur Umkehr jetzt und hier, letztlich eine Chance! Darum die Über-

¹ Vgl. Klaus Berger, Kommentar zum NT (Gütersloh 2011), 276

zeichnung, die harten Kontraste. So steckt selbst in dieser Drohbotschaft noch die Frohbotschaft von der Sorge Gottes um das Heil des Menschen. (...)

Sind wir als Heliandbund, der durch vielfältige Aktivitäten, durch weltkirchliches Engagement, sowohl mit der Welt der Reichen als auch der Welt der Armen in Kontakt ist, da nicht besonders herausgefordert? Können, müssen wir nicht helfen, den Armen vor der Türe zu „sehen“, die Information nicht nur über die Not, sondern auch über den Wert, die Würde, die Kostbarkeit der sogenannten Armen ins Bewusstsein unserer reichen westlichen Gesellschaft zu heben? Immer und immer wieder, auf allen Ebenen - Familie, Kirche, Kommune, Gesetzgebung, Bürgerinitiativen...? Überall gilt es klarzumachen: Leben heißt Teilen, Reichtum könnte eine Chance sein zu mehr Leben für alle, Abschotten bringt Tod - hier wie da.

Noch etwas fällt mir da auf: den Reichtum im Gleichnis habe ich zunächst, wie wohl die meisten Zuhörer/Innen, fraglos als Besitz materieller Güter verstanden, oft verbunden mit Ansehen

und Macht. In diesem Sinne ist unser Bund sicher nicht reich, unsere Finanzdecke knapp.

Aber: sind wir nicht in ganz anderem Sinne reich, sehr reich sogar? Als die, die Jesu Botschaft von der Liebe Gottes glauben, sich von Gott geliebt wissen, denen so Sinn und Orientierung in ihrem Leben geschenkt ist, Wert und Würde unabhängig von Besitz und Stand, Alter, Gesundheit...? Deswegen können wir einander als Geschwister annehmen, lieben. Öffnen wir die Augen für diesen Reichtum! Ihn zu teilen, diese Erfahrung weiterzugeben, andere dazu einzuladen, sie hereinzuholen, ist das nicht genau unser Auftrag? Sind die Gründerinnen nicht mit genau diesem Anspruch angetreten?

Hören wir unser Bundesgebet: „Auf dass wir stark werden, deinen Geist in uns und unseren Mitmenschen lebendig zu machen.“ - Teilen, Mitteilen von Glauben, darum geht es. (...)

Das heutige Evangelium also doch wie geschrieben für unsere Situation, für diesen Tag!

...Und für jeden Tag des Neuen Jahres, an dem uns Gott Augen – und Herz – offenhalte!



*Als mein Gebet
immer andächtiger und innerlicher wurde,
da hatte ich immer weniger zu sagen.
Zuletzt wurde ich ganz still.*

*Ich wurde,
was womöglich noch ein größerer Gegensatz
zum Reden ist,
ich wurde ein Hörer.*

*Ich meinte erst, Beten sei Reden.
Ich lernte aber,
dass Beten nicht bloß Schweigen ist,
sondern hören.*

*So ist es:
Beten heißt nicht, sich selbst reden hören.
Beten heißt:
Still werden und still sein und warten,
bis der Betende Gott hört*

Søren Kierkegaard

Das Thema

„Mit offenen Augen.“ 90 Jahre Heliand

Es ist inzwischen eine gute Tradition, dass in der ersten Ausgabe eines jeden Jahres in der HK die Referate des vergangenen Jahrestreffens wiedergegeben werden. So auch in diesem Jahr. Das Jahrestreffen 2016 jedoch war ein herausgehobenes Treffen, denn ergänzend zum Thema: „Mit offenen Augen. Engagement von Frauen in der Geschichte der Kirche“ wollten wir feiern, dass unser Zusammenschluss, unser „Heliandbund“, vor 90 Jahren gegründet wurde und Heimat für unzählige in Kirche, Gesellschaft und Politik engagierte Frauen war und ist. Das Referat von Frau Dr. Barbara Henze, akademische Oberrätin der theologischen Fakultät in Freiburg, war eine hervorragende Grundlage auch für das Nachdenken über Entwicklung und notwendige Veränderungen unseres Bundes, denn, wie sie aufzeigte, war das Engagement von Frauen immer Antwort auf zeitbedingte Herausforderungen.

Eine von Karin Veit sehr gute Zusammenfassung der wichtigsten Ereignisse der 90 Jahre und eine besondere Würdigung von Dr. Martin Gritz, der im Jubiläumsjahr seinen 100. Geburtstag gefeiert hätte, waren Höhepunkte der Jubiläumsfeierlichkeiten. Sie wurden ergänzt durch einen heiteren Abend mit der Theaterdarbietung von Maria Elisabeth Wey „Die Kuh Rosmarie“ und einem herzlichen Dank an Mathilde Pirzer-Hartmann, die das Amt der Leiterin an Edith Lieb-Singe weitergereicht hat.

Ergänzend zu den wichtigsten Berichten haben wir uns im Redaktionsteam überlegt, das Jubiläum als Anlass zu nehmen, um einmal wieder einen genaueren Blick auf unseren Bundeskanon zu werfen, der aus der Geschichte unseres Bundes nicht weg zu denken ist, dennoch aber manchmal als sperrig und sprachlich etwas blumig empfunden wird. Gertrud Singer zeichnet deshalb die Entstehungsgeschichte nach und zeigt den Zusammenhang zwischen sprachlicher Aussage und melodischer Umsetzung auf.

Mit der Hoffnung auf reges Interesse und weiteres vielfältiges Engagement wünscht das Redaktionsteam allen Leserinnen und Lesern ein gutes Jahr 2017.

Christa Herrmann

„Aufmerksamkeit“. Engagement von Frauen in der Geschichte der Kirchen

Dr. Barbara Henze

Zu allen Zeiten haben sich christliche Frauen engagiert. Jedes Engagement hat etwas mit der Zeit zu tun, in der es sich abarbeitet, auch das der Frauen. Je nach Zeit und Kontext stellten sich unterschiedliche Aufgaben. Deshalb gibt es viele verschiedene Arten von Frauen-Engagement. Bei aller Verschiedenartigkeit ist kein Engagement denkbar ohne „Aufmerksamkeit“.

„Aufmerksamkeit“ war ein Thema von Simone Weil († 1943). In ihrem Buch „Das Unglück und die Gottesliebe“ nimmt es einen zentralen Platz ein. Für sie ist das, was der Samariter hat und

dem Leviten und dem Priester fehlt, die „Aufmerksamkeit“. Der unter die Räuber gefallene „ist nur ein wenig nacktes Fleisch, leblos und blutig an einem Straßengraben, ein Namenloser, von dem niemand etwas weiß. Die an diesem Etwas vorübergehen, bemerken es kaum und haben einige Augenblicke später schon vergessen, dass sie es überhaupt bemerkten.“ Wie ist es möglich, dieses „Nichts“ zu bemerken? Durch „Aufmerksamkeit“. Simone Weil hält sie für ein Gottes-Geschenk, für nicht selbstverständlich und auch nicht – einmal praktiziert – für immer da. „Aufmerksamkeit“ ist nicht nur eine Sache von Konzentrationsfähigkeit, Sehschärfe oder Unterscheidungsvermögen, sondern vor allem

von schöpferischer Intuition, die aus einem Nichts ein Jemand macht.

Gründe, warum jemand ein Nichts ist oder zu einem Nichts wird, gibt es viele. Wenn man einen Menschen „links liegen lässt“, wie man umgangssprachlich sagt, kann das auch an diesem selbst liegen. Dass etwas mit dem Gesamtzusammenhang, mit der Gesellschaft als Ganze, nicht stimmt, wird dann offensichtlich, wenn Gruppen „Nichtse“ werden. In der Kirchengeschichte kennen wir sie als „Türken“, „Juden“, „Hexen“, „Sklaven“, ... Wer hatte die Kraft und den Mut, in ihnen Menschen zu sehen, Individuen aus Fleisch und Blut wie man selbst? Welche Mechanismen trugen dazu bei, aus ihnen „Nichtse“ zu machen? Und wie konnten und können diese außer Kraft gesetzt werden? Angesichts mancher Selbstverständlichkeiten, Scheuklappen, Blockaden – die man im Nachhinein erkennt, aber in der eigenen Zeit anscheinend nur schwer – scheint es wie ein Wunder, dass es dennoch „aufmerksame“ Menschen gab. Es werden vier Frauen vorgestellt, die sich von Selbstverständlichkeiten ihrer Zeit nicht haben beeindrucken lassen.

Mechthild von Magdeburg wurde um 1207/1210 geboren. Sie erhielt eine überdurchschnittlich gute Bildung. Das Beispiel von Elisabeth von Thüringen motivierte sie, ebenfalls ihr gesichertes Zuhause aufzugeben. Wahrscheinlich lebte sie in einem Beginnenhaus in Magdeburg. Zwischen 1250 und 1265 schrieb sie die ersten sechs Bücher ihres Werks „Das fließende Licht der Gottheit“. Schwer krank kam sie 1270 in das Kloster Helfta. Dort stellte sie ihr Werk mit dem siebten Buch fertig und lernte Mechthild von Hackeborn und Gertrud von Helfta kennen. Sie starb 1281/82.

Zu Mechthilds Lebzeiten war Vieles im Umbruch: Städte entstanden mit ihren Vorteilen („Stadtluft macht frei“) und ihren Risiken (in Krankheit, bei Unfällen und im Alter fehlten den vom Land Zugezogenen die Familie), Handel und Handwerk schufen neue Berufszweige, die (Aus)Bildung erforderten, geistige und ökonomische Freiräume schlugen sich nieder in Kunst (Gotik) und Kultur (erste nicht-lateinische Texte, Universitäten).

Aus Mechthilds Texten wird deutlich, dass sie sich mit der Frage beschäftigte, wie sie als Mensch ihre Verletzlichkeit erträgt, wie sie es aushält, einen Körper zu haben und damit an Gesetze gebunden zu sein, die ihr Wille und ihr Verstand nicht steuern können. Diese Gesetze zeigen den Körper als veränderlich: positiv, dass er sich entwickelt und seine Sinne empfindsamer werden, negativ, dass er alt wird und seine Kräfte nachlassen. Zwei zu ihren Lebzeiten entstandene Kunstformen, die Pietà und die Johannes-Minne, belegen, dass Mechthild mit ihrem Nachdenken über den Menschen nicht alleine stand. Die Pietà, der gestorbene Jesus im Schoß seiner um ihn trauernden Mutter, zeigt den Menschen in einer Grenzsituation, auf der einen Seite im Tod, auf der anderen Seite im Aushalten-Müssen des Todes. Die, die die Darstellung einer Pietà meditierten, konnten lernen, dass diese Grenzsituation zum Menschen dazugehören scheint, weil sie sogar für Jesus und Maria unausweichlich war. Auch die Johannes-Minne, wo Johannes mit geschlossenen Augen so seinen Kopf an Jesus anlehnt, dass er dessen Herztöne hören kann, und Jesus mit seinen Händen Johannes umfängt, die rechte die rechte Hand von Johannes hält und die linke auf dessen Schulter liegt, beschreibt eine Grenzsituation. Der Mensch kann mittels seiner Sinne (im Bild: Fühlen und Hören) tiefer schauen, mehr sehen als Äußerliches (deswegen schließt Johannes die Augen), den Pulsschlag von Jesus. Das muss für die Menschen des Mittelalters ein erhebender Gedanke gewesen sein, dass in der Menschwerdung Gott in Jesus so nahegekommen ist, dass man in einen Lebensstrom mit ihm eintauchen kann. Mystisch begabte Menschen – meistens Frauen – haben dies erfahren und sprachen davon. Mechthild, die über diese ihre Erfahrungen nachdachte, wollte um dieser Erfahrungen willen nicht mit den Engeln tauschen und schätzte ihren Körper als „allerliebstes Gefängnis“. Sie lässt den „gepeinigten Leib“ zu der „armen, elenden Seele“ sprechen: „Wann willst du fliegen auf den Fittichen deines Verlangens in die Herrlichkeit, in die Höhe, zu Jesus, deiner ewigen Liebe? Frau [Seele], danke ihm da an meiner statt (zumal da ich schnöde und unwürdig bin), dass er mein sein wollte, da er in dieses Elend kam und unsere Menschheit an sich nahm.“



Johannesminne (Christus-Johannes-Gruppe) vom Oberrhein oder Bodensee, um 1350, ursprünglich Kloster Adelhausen in Freiburg/Breisgau, jetzt Liebighaus in Frankfurt/Main

Es hat in der Geschichte des Christentums eine lange Tradition gegeben, den Körper gegenüber der Seele/dem Geist herabzusetzen, wahres Glück dort zu suchen, wo man dem Körper Gewalt antat. „Engelgleich“ leben, das war für asketische Bewegungen ein Ziel (und vielleicht steht dieses manchen, die für den Pflicht-Zölibat votieren, immer noch vor Augen) und sie meinten es zu erreichen, wenn sie den menschlichen Körper übersahen. In diese Tradition gehört Mechthild von Magdeburg nicht. Ihre Antwort auf die Frage: „Frau Seele, wollt Ihr lieber ein Engel im Rang der Seraphim sein oder ein Mensch mit Leib und Seele?“ ist eindeutig: Weil sie Mensch ist, kann sie Jesus Christus, „der über den Seraphim schwebt“, „in meinen Arm [nehmen], und ich esse ihn und ich trinke ihn, und ich tue mit ihm, was ich will. Das geschieht den Engeln niemals. [...] Was verwirrt mich dann, was die Engel empfinden?“

Dreihundert Jahre später, in der Zeit der Reformation, wurde nicht (mehr) darum gerungen, wie weit der schwache und vergängliche Körper die

Identität des Menschen ausmache und ob sein Eigentliches die Seele/der Geist sei. Angeregt durch die Bewegung der Renaissance, die Maßnahm an der Antike und den Menschen als äußerlich und innerlich schön beschrieb (David von Michelangelo), stellte man sich die Frage, ob damit auch schon alles über den Stand des Menschen vor Gott gesagt sei. Martin Luther († 1546) aus dem Orden der Augustinereremiten kam für sich zu dem Ergebnis, dass vor Gott der Mensch nichts hat, was er vorweisen könne, und er deshalb auf Gottes Gnade angewiesen ist, wenn er vor seinen Richterstuhl tritt. Weil man sich den Himmel nicht verdienen kann, ist es unnötig, Zeit und Kraft darauf zu verschwenden, „gute Werke“ anzuhäufen. Für Martin Luther war es nicht nur unnötig, „gute Werke“ zu tun – und darunter fielen alltägliche wie Fastengebote beachten, auf eine Wallfahrt gehen und Ablassbriefe kaufen und nicht-alltägliche wie Ordensgelübde ablegen oder sich zu einem zölibatären Leben verpflichten – sondern falsch. Sie verhindern, dass der Mensch alles auf eine Karte setzt, auf die einzige, die „sticht“, nämlich darauf zu vertrauen, dass vor Gott für den Menschen alles durch den Kreuzestod Christi geklärt ist, jede Sünde längst gesühnt ist. Dieses Vertrauen, das Luther „Glauben“ nennt, macht „frei“, frei von dem Druck, gute Werke für sein Seelenheil tun zu müssen. In der Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ aus dem Jahr 1520 erklärt Luther, welche Freiheit seine Theologie meint.

Unter den Leserinnen und Lesern von Luthers Freiheitsschrift war auch Caritas Pirckheimer. Zu dem Zeitpunkt war sie schon viele Jahre Äbtissin des Klarissenklosters St. Clara in Nürnberg. Sie stammte aus einer angesehenen Familie, in der Bildung auch der Frauen einen hohen Wert besaß. So kam die im Jahr 1467 geborene schon mit 12 Jahren als Klosterschülerin nach St. Clara, in das sie mit 16 als Novizin eintrat. 1503 wählten ihre Mitschwestern sie zur Äbtissin.

Caritas hatte ein zweifaches Problem mit der neuen Freiheit. Das eine bestand darin, dass sie sie anders interpretierte als ihre Umwelt und sich als frei sah, nicht obwohl, sondern gerade weil sie an ihren Ordensgelübden festhielt. Das andere Problem war, dass sie – obwohl im Kloster geblieben – nicht einfach dem anti-

reformatorischen Lager zuzurechnen ist. Denn mit der theologischen Begründung der Freiheit war sie vollkommen einverstanden und schreibt: „Durch die Werke allein kann kein Mensch gerechtfertigt werden, sondern durch den Glauben unseres Herrn Jesus Christus an das, was der Herr Jesus Christus uns selbst lehrt, dass wir uns dennoch, wenn wir alle Werke getan haben, für unnütze Diener halten sollen [Lk 17,10]. Falls etwas Gutes durch uns geschieht, ist das nicht unser, sondern Gottes Werk.“ Sie stimmt Martin Luther zu, dass die wahre christliche Freiheit eine innere geistliche Freiheit ist. Aber gerade deswegen kann sie unabhängig von den äußeren Verhältnissen gelebt werden, sowohl außerhalb als auch innerhalb eines Klosters. Das sah der Stadtrat von Nürnberg anders. Für ihn war jede Ordensfrau „werkgerecht“, jedes Kloster Zeichen der alten Unfreiheit. Nach Einführung der Reformation im Jahr 1525 verbot er St. Clara die Aufnahme von Novizinnen, die katholische Eucharistiefeier und die Seelsorge durch die Franziskaner. So endete die Geschichte von St. Clara mit dem Tod der letzten Nonne im Jahr 1596. Caritas Pirckheimer starb im Jahr 1532 und fand sich damit ab, die Sakramente „geistlich“ zu empfangen.

Im 20. Jahrhundert haben sich Wertmaßstäbe verändert. Auch wenn die wahre Freiheit immer noch die innere geistige ist, zeigen die Geschichten von Unterdrückung und Kolonialismus zu deutlich, dass Kirchenleute die Rede von der „geistlichen“ Freiheit missbraucht haben, um Proteste gegen die Beschneidung der äußeren Freiheit zu verhindern. Heute kann man nicht mehr von geistlicher Freiheit reden, ohne sich für alltägliche Freiheit einzusetzen. Und müsste nicht das, was für Freiheit gilt, auch für Gerechtigkeit und Frieden gelten? Weil man nur schwer auf sie hoffen kann, wenn es gar keinen Anhaltspunkt für sie im realen Leben gibt, und da das Reich Gottes verblasst, wo man seine Anfänge nicht spürt. Das ist eine neue Herausforderung. María Julia Hernández und Letty Russell haben sich ihr gestellt.

Als die Menschen in El Salvador begriffen, dass der neue Erzbischof sie in ihrer fast ausweglosen Lage nicht allein lassen wollte und Mut machte, für ihre Rechte einzutreten, gehörte María Julia

Hernández zu dem ehrenamtlichen Team, das die Sonntagspredigten von Oscar Romero abtippte und im Land verteilte. Da war sie 38 Jahre alt, gab philosophische Einführungskurse an der Universität und Religionsunterricht an einer von Schwestern geleiteten privaten Mädchenschule. Sie hatte auf den Aufruf des Erzbischofs reagiert, ihm dabei zu helfen, für mehr Menschlichkeit und Gerechtigkeit im Land zu sorgen. Der Aufruf erfolgte in der Trauerfeier für einen auf dem Heimweg von einer Erstkommunionfeier erschossenen Jesuiten. Er hatte sich am neuen Pastoralkonzept beteiligt, in dem es um einen Standortwechsel der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ging: Statt zu (er)warten, dass ihre Angebote genutzt werden, sollen sie aufs Land hinausfahren und schauen, wo welche Hilfe nötig ist. Von daher war María Julia von Anfang an klar: Ihre Arbeit in der Kirche war Pionierarbeit, lebensgefährlich und nur ohne Mann und Kinder zu leisten.

Als im März 1980 Erzbischof Romero am Altar erschossen wurde und es zum offenen Bürgerkrieg kam, richtete sein Nachfolger Arturo Rivera y Damas eine erzbischöfliche Rechtsschutzstelle für die ein, die sich keinen Rechtsanwalt leisten konnten. Als Leiterin berief er María Julia Hernández. Fortan klärte sie Gräueltaten auf, holte Spezialisten aus dem Ausland, die ihr bei der Exhumierung von Massengräbern halfen, erhob Anklage gegen die Verantwortlichen und stützte die Hinterbliebenen. Als 1993 die Regierung ein Amnestiegesetz erließ, wurde ihr Büro zum einzigen Sprachrohr gegen erlittenes Unrecht. Dessen Kontext änderte sich: In den letzten Jahren ging es um unmenschliche Arbeitsbedingungen in den Fabriken. Im Alter von 68 Jahren starb „die Mutter der Menschenrechte“ am 30. März 2007 in einem Krankenhaus in San Salvador an Herzversagen.

1958 gehörte die 1929 geborene Letty Russell zu den ersten Frauen, die in der Presbyterianischen Kirche, einem Zweig der reformierten Kirchen, zur Pfarrerin ordiniert wurde. Später wurde sie Theologieprofessorin, lehrte Feministische Theologie und Befreiungstheologie und arbeitete in der Kommission für Glaube und Kirchenverfassung beim Weltrat der Kirchen in Genf mit. Zu ihrem Lebensthema verhalf ihr ihre erste Ge-

meinde in Harlem in New York. Dort lernte sie neue Dimensionen von Ausgrenzung. Bis dahin hatte sie am eigenen Leib erlebt, dass Ausgrenzung eine Frage des Geschlechts ist. An der Hochschule wollten ihr Professoren keine guten Noten geben, weil das die Qualifikation der Männer in Frage stellte. Nun wurde sie in Harlem damit konfrontiert, dass es bei Ausgrenzung nicht nur um Mann- oder Frausein ging, sondern um Hautfarbe, mangelnde Bildung, geringe finanzielle Möglichkeiten oder körperliche Behinderung. Im Englischen heißen die Worte, über die Letty Russell künftig nachdachte, „fit“ und „misfit“. Alle wollen „fit“ sein, passen, dazugehören, aber die „misfits“ unserer Gesellschaft sind nicht zu übersehen, sie werden produziert und in Kauf genommen, die Außenseiter, die Fehlbesetzungen, die *Un-Passenden*.

Was kann das Christentum gegen die vielen Formen von Ausgrenzung, und damit von Entmenschlichung, tun? Letty Russells Lieblingsbibelstelle wurde Röm 15,7, wo „annehmen“ im

Englischen „welcome“ übersetzt wird: „Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat“ („welcome one another, just as Christ has welcomed you“). Gottes „welcome“ ist der Schlüssel! Als von Gott willkommen geheißen, heißen auch wir willkommen, nicht nur die, die (zu) uns passen, sondern alle. Und der Tisch, an den Gott einlädt, ist ein runder Tisch: „Wir müssen einen runden Tisch schaffen. Wir können in unserem Kampf um Gerechtigkeit nicht miteinander teilen, wenn wir nicht für alle Platz am Tisch des Willkommens machen. Wir müssen dafür sorgen, dass alle Gaben, die die Menschen zum Mahl mitbringen, willkommen geheißen werden. Wir müssen ein Gemeinschaftsgefüge entwerfen, in dem es kein Oben und Unten gibt und keine Ecken, in denen Menschen verlorengehen könnten.“ Da haben wir, so Letty Russell, noch manches zu sagen.

Letty Russell starb am 12. Juli 2007.

Bericht über die Arbeitskreise des Jahrestreffens

Mathilde Pirzer-Hartmann

Die Ergebnisse der Arbeitskreise habe ich folgendermaßen zusammengefasst.

In den Arbeitskreisen sollten wir die Haltungen der vorgestellten Frauen analysieren und Schlüsse ziehen.

Analyse

Alle vier Frauen hatten Schwierigkeiten durchzustehen und alle gingen ungewöhnliche Wege. Ihre „Aufmerksamkeit“ ging über den Kreis ihrer Familie hinaus, sie haben die Menschen um sich herum wahrgenommen, sind auf Armut aufmerksam geworden. Sie hatten kein Modell vor sich. Sie haben nicht vom Ergebnis her gedacht, sondern begannen einfach ihren Weg im Bewusstsein, dass man auch Fehler machen, auch scheitern darf.

Woher nahmen sie Kraft und Mut?

Die Frauen haben persönliche Ressourcen mitgebracht:

- ihren Glauben
- persönlichen Mut
- Führungsqualitäten
- Sendungsbewusstsein

Caritas Pirckheimer: ihre Bildung, ihre einflussreiche Familie, das Netzwerk ihrer Klarissen

Letty Russel: ihre (negativen) Erfahrungen als Außenseiterin und als Mädchen, Erfahrung des solidarischen Teilens, innere Quellen. Anstoß war, dass ihr Mann sie verlassen hat; sie gewinnt dann das Bewusstsein „ich kann was“ und „wir brauchen einander“.

Marie Fernandez: Erfahrung von Unrecht lässt sie aufmerksam auf die Armen werden, drängt sie zum Engagement für die Armen. Sie studiert, weil Professionalität nötig ist, um Entrechteten zu helfen.

Schlüsse für uns

Welche Problemfelder sehen wir?

- Flüchtlingsproblematik
- Junge Leute bleiben weg.
- Vereinsamung im Alter nimmt zu.

Folgerungen

- Fragen: Was brauchst du? Was kann ich tun? Aber nicht bevormunden, nicht ungefragt helfen.
- Strukturen einfach lassen wie sie sind oder versuchen, sie zu ändern?
- Was bewegt Frauen, die wir kennen?
- Seelische Bedürfnisse wecken? ... Erkennen!
- Mut und Stärke aus der Kraft der Gemeinschaft gewinnen, aber eine Gruppe zu finden ist heute angesichts der Individualisierung schwer.

Folgerungen für den HELIAND:

Festzustellen ist, dass Engagement von Einzelnen und von Gruppen für Mission, für Arme in Entwicklungsländern etc. im Heliand schon lange vorhanden ist. Das „Weltkirchliche Engagement“ fördert Projekte für Frauen in armen Ländern. Es gab und gibt noch „Missionsschwestern“ aus dem Heliand in aller Welt, sie werden oft von Gruppen unterstützt.

Fragen:

- Wo sieht der Heliand seine besondere Aufgabe?
- Löst er diese allein oder gemeinsam mit anderen?
- Wie kann die Heliandgruppe die Einzelne unterstützen, wenn diese Hilfe auf den Weg bringen will?
- Hat der Heliand eine politische Sendung?
- Soll/kann er Frauenperspektive in die Kirche einbringen?

Kraftquellen aus dem Heliand

- „Auszeit“ als Kraft für den Alltag, zum Beispiel bei Heliandtreffen
- Glauben
- geistiges Wachstum
- Möglichkeit, sich mit anderen Frauen auszutauschen, eigene Bedürfnisse (geistig, geistlich, sozial) zu befriedigen
- Heliand ist eine Art geistige Heimat, offen für Querdenkerinnen, für Frauen mit Zweifeln – das stärkt.

Unsere Aufgabe

Solche Frauen zu suchen: individuell, mit dem Heliand als Netzwerk im Rücken

Dabei darauf achten:

Achtsamkeit heißt nicht, über seine Grenzen zu gehen.

Ich muss nicht alles machen!

Das Kleine nicht vergessen!

Der Jubiläumstag

Nach dem Morgenlob lenkte Karin Veit unsere „Blicke auf 90 Jahre Heliand“ mit einem umfangreichen, eindrucksvollen Referat. Über die letzten fünf Jahre, eine Zeit der Veränderungen, berichtete Mathilde Pirzer-Hartmann.

Neue regionale Gruppen stellten sich auf Infotafeln vor: „Nordlichter“ (im Norden und Nordosten), „Rheintöchter“ (im Rhein-Main-Neckar-Gebiet). Weitere Tafeln informierten über längst etablierte Wochenendtreffen: „Generationen im Gespräch – Gemeinsames Wochenende“, Treffen der „Frühjahrsfrauen“ und über die „Offene Tagung“ 2017 in Münster.

Nach der Mittagspause würdigten Pfarrer Franz Beffart und Karin Veit Dr. Martin Gritz, den langjährigen Geistlichen Begleiter des Frauenkreises, anlässlich seines 100. Geburtstags.

Den weiteren Nachmittag konnte man im Singkreis mit Gertrud Reinhardt, im Gesprächskreis mit Mathilde und Edith verbringen, sich mit dem Text des Bundeskanons (mit Gunda Mayer)

befassen oder die Blaudruckwerkstatt im Dürerhaus besuchen.

Der fröhlich-festliche Jubiläumsabend war geprägt von einer Theaterdarbietung: Die Kuh Rosmarie“ erzählt humorvoll von menschlichen Schwächen, führt in die weite Welt und schließlich zu einem versöhnlichen Ende. Maria Elisabeth Wey, Schauspielerin am Theater in Erfurt und Tochter unserer Berliner Heliand-Schwester Ursula Klein, bereitete uns mit diesem Stück viel Vergnügen.

Der Abend schloss mit der Verabschiedung von Mathilde Pirzer-Hartmann, Leiterin von 2011-2016. Ihr zu Ehren war der Bundeskanon mit einem eigenen Text versehen worden. (zum Dank siehe HK 3/16, Seite 15). Danach wurde noch in gewohnter Weise gefeiert.

Der Sonntagvormittag war traditionsgemäß der Liturgie vorbehalten: Liturgiekreise und Eucharistiefeier. Mit dem gemeinsamen Mittagessen war das Jahrestreffen zu Ende.

Mathilde Pirzer-Hartmann

Blicke auf 90 Jahre Heliand Was uns wichtig war

Karin Veit

Unter diesem Titel habe ich in meinen Ausführungen am Jubiläumstag beim Jahrestreffen in Erfurt verschiedene Blicke auf diese 90 Jahre geworfen, um herauszufinden, was uns wichtig war, und dabei zwei Quellen benutzt. Zum einen die *Leitsätze*, die in der ersten Fassung von 1927 (Beuron) das Ziel „Neue Lebensgestaltung in Christus“ formulieren und als einen der sich daraus ergebenden Eckpunkte nennen, „sich aufzuschließen für Fragen und Forderungen der Zeit“. Das erweist sich als eine Art „roter Faden“, den auch die Leitsatzfassungen von 1932 (Neresheim) und 1957 wieder aufgreifen ebenso wie die Präambel der Ordnung des Frauenkreises. Zum anderen sind es die *Themen der zentralen Treffen*. Es gab etwa 90 solche Treffen in diesen 90 Jahren, die großen Bundestage bis 1969, die Jahrestreffen des Frauenkreises von

den 50er Jahren bis heute, die Treffen der „Mittleren Generation“, die Begegnungstreffen, in deren Themenstellung der Bezug zu den Fragen der jeweiligen Zeit immer deutlich wird, z. B. 1963 in Rothenfels „Zeitgemäße Katholizität zur geistigen Bewältigung der modernen Welt“ (da hatte das Konzil gerade erst begonnen) oder 1989 in Bonn-Venusberg „Zeit und Zukunft. Christen vor dem Jahr 2000“.

Jede ZuhörerIn hatte ein Papier in der Hand, das die Texte der Leitsatzfassungen und die Auflistung der Themen aller zentralen Treffen enthielt. Anhand dieses Papiers wurden die „Blicke geworfen“ und die Linien aufgezeigt. Das lässt sich in schriftlicher Form nicht sinnvoll wiedergeben, ich habe es versucht ohne ein zufriedenstellendes Ergebnis. Deshalb haben die Redaktion der „Heliand-Korrespondenz“ und ich gemeinsam entschieden, in diesem Falle auf einen Abdruck in dem Berichtsheft über das Jahrestreffen zu verzichten.

„... auf dem Weg in die Zeit“

Dr. Martin Gritz zum 100. Geburtstag

Karin Veit / Franz Beffart

Während des Jahrestreffens in Erfurt jährte sich der Geburtstag von Dr. Martin Gritz zum 100. Mal. Karin Veit und Franz Beffart würdigten in einer kleinen Gedenkstunde Dr. Gritz und seine Bedeutung für den Heliand.

Wer war Dr. Gritz? Er wurde am 23.9.1916 in Namslau, Schlesien geboren und 1940 in Breslau zum Priester geweiht. 1942 – 1946 war er Pfarrverweser in Sorgsdorf (Ostsudeten). Nach der Vertreibung lebte er mit seinen Eltern in Obernau (Neckar) und übernahm 1947 - 1958 verschiedene wissenschaftliche Aufgaben an der Universität Tübingen, wo er promovierte. 1958 - 1962 war er als Dozent an der „Schule der Bundeswehr für Innere Führung“ in Koblenz tätig und arbeitete mit an dem Konzept des Soldaten als „Bürger in Uniform“. 1962 - 1981 war er Militärgeneralvikar. Im Ruhestand versah er ab 1981 einen Lehrauftrag an der Universität Würz-

burg, ab 1990 lebte er im Kreszentiastift in München, wo er 2002 starb.

Karin versuchte die Frage zu beantworten: Wer war Dr. Gritz für den Heliand?

„Die Heliandmädchen in Tübingen ‚entdeckten‘ ihn, er wurde bald Markführer der Schwabenmark und damit Mitglied des Bundesthings. Als gesuchter Referent, Prediger bei besonderen Anlässen, Verfasser theologischer und soziologischer Texte diente er dem Bund. 1959 bis 1993 war er Geistlicher Berater des Heliand-Frauenkreises. Bei seiner Verabschiedung als Militärgeneralvikar sagte der damalige Militärbischof Hengsbach zu den anwesenden Heliandfrauen: ‚Ich weiß ja, dass sein Herz eigentlich dem Heliand gehört. Und Sie dürfen ihn ja nun behalten.‘ 50 Jahre lang war er über alle Phasen seines beruflichen Weges und seines Ruhestandes unser inspirierender und verlässlicher geistlicher Begleiter. Auch in Zeiten höchster beruflicher Beanspruchung arbeitete er selbstverständlich bei allen Konferenzen und Tagungen mit und hatte auf jede Anfrage die Antwort: ‚Gern!‘, so dass ein schlechtes Gewissen, dass man ihn nun wieder zusätzlich belaste, gar nicht erst aufkommen konnte.

Dr. Gritz verband scharfen Verstand mit meditativen Fähigkeiten. Uns versuchte er zu vermitteln, dass geistliches Leben auch intellektueller Anstrengung bedarf, die Ratio aber ohne Rückbindung und Überprüfung in geistlicher Lesung, meditativem Verhalten und Gebet auf Abwege zu geraten droht. Diese Vermittlung schloss auch Methoden des individuellen und gemeinsamen Vollzugs ein, die er mit uns einübte. Als Wissenschaftler und politisch Denkender und Handelnder blieb er immer Seelsorger. Uns half er, durch präzise Fragestellungen und klare Analyse die ‚Zeichen der Zeit‘ vom Zeitgeist zu unterscheiden und neue Entwicklungen frühzeitig wahrzunehmen und zu thematisieren. Dies war immer verbunden mit der Sorge um die vielen und die einzelnen, denen er sich in nimmermüder Bereitschaft und großer Güte zuwandte.

Seine Mitarbeit im Heliand war durch die Verbindung dieser genannten Aspekte wesentlich gekennzeichnet. Dabei blieb für Dr. Gritz eines immer klar und unverhandelbar: ‚... eine Einstel-

lung zur Kirche ... , die ihre Mitte darin hat, in der Liturgie beheimatet zu sein‘, wie er einmal formulierte. Liturgie ist Liturgie der Kirche und als solche vorgegeben, damit sind die liturgischen Texte aufgegeben – es kam ihm darauf an, dass nicht ‚der ganze Christus‘ durch subjektiv ausgewählte Lieblingsbilder ersetzt werde. Mit uns entwickelte er die Methode von Liturgiekreisen vor der Eucharistiefeier zur gebotenen Auseinandersetzung mit den gegebenen Texten des Tages.

Dies alles schloss nicht aus, sondern bedingte wahrscheinlich sogar, dass Dr. Gritz einer der heitersten und humorvollsten Menschen war. Er konnte sich freuen über spitze Zungen und Federn und über Kabaretttexte, zu denen er selbst immer wieder neuen Stoff lieferte. Vielleicht fasst der Beginn eines dieser Texte manches zusammen: ‚Er ist ein Doktor voller Güte, und in den Heliand geht er gern ...‘. Dieses Lied erbat er sich gelegentlich.

1967 schloss Dr. Gritz ein Referat zu dem Thema ‚In der Welt von heute zum Glauben finden‘ so: ‚Wir müssen im Leben sehen das göttliche, das ewige Leben. Das ewige Leben beginnt hier, mit Sicherheit wissen wir, dass es nicht erst im Jenseits beginnt.‘ Dies wurde in ihm deutlich, und wie ich ihn sehe, kann ich nur mit einer Metapher ausdrücken: Er war durchscheinend, ein Transparent, durch das etwas von der „Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes“ sichtbar wurde. Wir sind unendlich dankbar, dass dieser besondere Mensch so viele Jahre bei uns, mit uns gewesen ist.“

Wie Menschen, die im Heliand mit Dr. Gritz arbeiteten, ihn sahen:

Martha Sonntag 1963: „Dr. Gritz ist seiner Eigenart treu geblieben, uns nicht Rezepte, sondern Fragen vorzulegen. Fragen, die wir gerne noch diskutiert hätten, wenn die Zeit gereicht hätte. Fragen, die wir darum in die Gespräche unserer Kreise hineinnehmen und zu beantworten versuchen.“

Wolfgang Rolly (zum 70. Geburtstag 1986): „Wir kamen nie zu Dr. Gritz, um Rezepte abzuholen. Das Eigene und immer Interessante war: Dr. Gritz konnte zuhören, ließ ausreden, manches Mal – hinter der dampfenden Wolke seiner

dicken Zigarre – hat er wohl auch geschmunzelt, weil einiges in all den Jahren an Fragen und Themen wiederkehrte, nur – es waren andere junge Damen oder Geistliche, die da mit ihm sprachen, überlegten. Und da gehörte zu dem Stil Dr. Gritz, jeden seiner Gesprächspartner unabhängig von seinen Äußerungen oder seinem Alter ernst zu nehmen. Was man gerade auch als Geistlicher im Bund von ihm lernen konnte, war dieses Zuhören, mit Fragen tiefer ausloten, ermutigen, nie von oben herab. Er war nie der ‚große Weise‘. Stets alle im Auge haben, Mädchen – Frauen – Priester, für alle sollte vollziehbar sein, im Leben Wurzeln fassen, was als Geistiges und Geistliches an Aussagen und Handeln zu planen, zu tun war. Das Gemeinsame stand im Vordergrund, nicht das Unterscheidende, die gemeinsame Aufgabe von Laien und Priestern hatte er im Auge. Dass er Erkenntnisse der Soziologie als wichtige Quelle einführte, damals recht ungewöhnlich, und bis heute diese Erkenntnis theologisch reflektiert, das wirkte befreiend und erhellend zugleich für das Christsein heute.“

Barbara Kleineidam (zum 80. Geburtstag 1996): „Ich kenne nicht viele, denen eine solche Gabe des Hinhörens, des Eingehens auf den Nächsten zu eigen ist. Sie wägen die - vielleicht neuen – Worte Ihres Gegenübers, um ihre Bedeutung zu erfassen. Sie leisten danach Überzeugungsarbeit für andere, die sich sperren. Die altbekannten, vertrauten Schilderungen der heiligen Schrift – manchmal so vertraut, dass wir nicht mehr hinhören – übertragen Sie in moderne, heutige Sprachbegriffe und machen sie damit wieder für uns alltagstauglich.“

Lassen wir Dr. Gritz noch einmal selbst zu Wort kommen. In seiner Predigt zum Abschluss des Jahrestreffens am Pfingstmontag 1991 sagte er: „Jetzt geht – mit den Inspirationen, die Ihr empfangen habt – durch Nachdenken, durch Miteinander-Reden, durch Sich-Öffnen, dadurch, dass man sich anhört und versteht. Jetzt geht - mit den Inspirationen, die Ihr empfangen habt von oben. Vielleicht glaubt man doch wieder daran, dass es Inspirationen von oben gibt, die Ihr voneinander, miteinander, füreinander empfangen habt. Jetzt geht – heißt das: zurück in den Alltag? Oder heißt das: hinaus in eine zu erneuernde Welt? Vielen geht es so, dass bloß Alltag uns eine

Nummer zu klein scheint und Weltverantwortung eine Nummer zu groß. Ich möchte Ihnen Mut geben zur Arbeit vor Ort, Mut vermitteln zum Alltag. Im Schöpfungsbericht ist der Alltag identisch mit der Schöpfungswoche. Erst am siebten Tag ruhte Gott. Mein Alltag ist meine Schöpfungswoche, und meine Schöpfungswoche, das ist der Alltag. Hier ist der Ort meiner Inspirationen. Inspirationen, wie sie jeder von uns, jedem von uns zuteil werden. Inspirationen – ist das mein Beitrag, unser Beitrag? Oder sind wir, wenn wir gehen, gesandt zu Aktivitäten? Persönlich gehe ich aus den Feiern dieser Pfingsttage mit der Gewissheit, dass die Priorität der Inspiration gehören muss. Inspirationen sind wahrscheinlich jetzt der Beitrag, den wir zu bringen haben in der Welt.“

Und in der Predigt zu seinem 60. Priesterjubiläum sagte er, es müsste im Messkanon eigentlich nicht heißen „... beschütze deine Kirche auf ihrem Weg durch die Zeit ...“, sondern „... auf ihrem Weg in die Zeit“.

Grußwort ND

Zum 90. Jubiläum des HELIAND-Kreises katholischer Frauen überbrachte Marie Nitschke-Zega vom ND folgende Grüße:

An diesem Wochenende, an dem Ihr, liebe Schwestern, hier in Erfurt den 90. Geburtstag des HELIAND feiert, tagt in Münster in Westfalen der ND- Rat. Ihm sitzt Claudia Lücking-Michel vor, die ND-Leiterin. Sie lässt Euch herzliche Grüße und Glückwünsche ausrichten, bittet um Verständnis, dass sie wegen dieser Ratssitzung leider nicht persönlich gratulieren kann.

So bin ich gebeten worden Euch, liebe Schwestern im HELIAND, die Glück- und Segenswünsche der ND-Leitung zu überbringen. Gern habe ich diese Aufgabe übernommen, nicht zuletzt wegen der guten Erinnerungen an die Zeit meiner Arbeit im ND-Vorstand, als ich Euren Bund und viele von Euch richtig kennen und schätzen gelernt habe.

In Anlehnung an den Religionshistoriker Hubert Wolf und passend zum Thema dieser Tagung wurden mir von *Martin Merz* folgende Gedanken mit auf den Weg mitgegeben:

Ihr, liebe Schwestern im HELIAND-Kreis, lebt in der Kirche. Ihr geht seit 90 Jahren mit Selbstbewusstsein den aufrechten Gang der Frauen in Kirche und Gesellschaft voraus. Die geistliche Leitung für euren Kreis katholischer Frauen – liebe Gunda Mayer! – bedarf weder der Mitra noch des Krummstabs, um Gottes Wege aufzuspüren; Ihr alle geht diese Wege als Einzelne und in Gemeinschaft. Geistliche Leitung ist wie geistliches Leben in Christus ja doch nur als Dienst aneinander und miteinander möglich: das zeigt Ihr in Eurem Bund schon lange.

Viele von Euch im HELIAND-Kreis katholischer Frauen haben von seinen 90 Jahren viele Jahre mit ihm gelebt und als persönliche Bereicherung erfahren, in einer tragenden Gemeinschaft, mit Anregungen und Orientierung für ein verantwortetes Leben als Christinnen im Heute. Für NDR und ihren Bund gilt das ja genauso. HELIAND und ND haben aber auch gemeinsam: wie fast alle katholischen Verbände werden sie schwächer, der Verbandsnachwuchs ist spärlich. Für Euch jedoch kein Grund zur Resignation: denn Eure Zeit ist immer jetzt!

In seinem Buch 'Krypta' behauptet Hubert Wolf, Frauen in der Kirche sei im Norden Spaniens im Mittelalter fast 700 Jahre lang eine große, vom Papst bestätigte Macht, zugestanden worden - Äbtissinnen hätten gar die Vollmacht eines Bischofs gehabt. Im Laufe der Geschichte jedoch wurde diese Macht der Frauen zurück gedrängt - bis in die heutige Zeit ...

Ein Verband starker Frauen wie der HELIAND ist auf dem richtigen Weg, hin zur Bevollmächtigung von Diakoninnen zur Auslegung des Evangeliums. Dabei könnt Ihr auf die Unterstützung des ND und besonders seiner Leiterin Claudia Lücking-Michel zählen, die Euch zudem eine richtig gute Diakoninnen-Predigt zu Eurem Hundertjährigen wünscht!

Diesen Wünschen meiner Leitung schließe ich mich an und möchte persönlich ergänzen: möge Eure Tagung morgen einen guten Abschluss finden und die gemeinsame Ferienwoche, die im Anschluss beginnt, eine gelungene werden, so dass Ihr gestärkt vom Geist der Gemeinschaft in Christus den Heimweg antreten könnt!

Unser Bundeskanon

Gertrud Singer

Aus Anlass unseres Jubiläums „90 Jahre Heliand“ habe ich mir einige Gedanken zu unserem Bundeskanon gemacht. Ich singe ihn gern und war immer stolz darauf, dass wir ein eigenes „Bundeslied“ haben. Schon 1997 habe ich mir für die HK 4 den Bundeskanon genauer angesehen. Darauf werde ich mich jetzt teilweise beziehen. Unter dem Original in unserm Archiv steht:

Worte: Ruth Schaumann, Weise: Silvester Hohmann – dem Heliandbund zugeeignet. Eine außergewöhnliche Widmung!

Ruth Schaumann (geb.1899 in Hamburg, gest.1975 in München) war in den 30er – 50er Jahren besonders unter Katholiken als Schriftstellerin, Lyrikerin und Bildhauerin sehr bekannt. Auch in Heliandbriefen finden sich Texte von ihr. Sie verlor in früher Jugend ihr Gehör. Protestantisch aufgewachsen konvertierte sie 1923 zur katholischen Kirche und heiratete 1924 den Schriftleiter der Zeitschrift „Hochland“. Die Familie lebte mit 5 Kindern in München.

Silvester Hohmann (geb.1904 in München, gest.1944 als Soldat in Frankreich) war schon als Jugendlicher in der bündischen Jugend (Quickborn)aktiv. Ab 1924 studierte er in München, 1925 gründete er eine Sing- und Spielschar, mit der er Fahrten durch Süddeutschland und Österreich unternahm.1926 gab er das Liederbuch „All mein Gedencken heraus“, das geistliche und weltliche Volkslieder enthält. Im Vorwort schreibt er: „Die Anregung zu diesem Büchlein kam aus Kreisen der weiblichen Jugend...Deshalb wurde bei der Liederauswahl auf die Mädchenart ...Rücksicht genommen.“1927 war er Singmeister beim Quickborn auf Burg Rothenfels. Das Singen bei der Liturgie lag ihm besonders am Herzen: „Wir setzen unseren Stolz darein, unsere Gottesdienste, die Mittelpunkte unserer gemeinsamen Tage, auch mit schönen Liedern auszus schmücken.“

Beim Bundestag in Mallersdorf 1937 war Silvester Hohmann zum ersten Mal beim Heliand aktiv. Maria Schaeffler schrieb dazu: „Kifinger

gewinnt Silvester Hohmann als Singmeister des Bundes.“

Im Heliandbrief 1937 (Bericht über Mallersdorf) ist ein Artikel von S.H. veröffentlicht „Unser Singen“, der deutlich macht, welch hohen Anspruch Hohmann an das Singen der Mädchen hatte. Er vermittelte nicht nur die Melodie, sondern sprach mit ihnen auch über Stil und Inhalt der Lieder. „All das, in teilweise lebhaftem Gespräch Erarbeitete, ließ uns ahnen, welchen unerschöpflichen Reichtum wir an unseren deutschen Volksliedern besitzen, ließ uns erkennen, dass unsere Lieder es wert sind, wenn wir uns ernstlich damit beschäftigen.“ Natürlich klingt die Zeit (1937) durch! 1938 wurde im letzten vor dem Krieg erschienenen Heliandbrief zu einer „religiösen Tagung für Mädchen“ auf Burg Rotenfels eingeladen, bei der u.a. Stud.-Dir. Silvester Hohmann mitwirkte. Eigentlich sollte das wohl ein Bundestag des Heliand sein!

Im Heliandbrief „Sommer 1953“ berichtet Martha Sonntag über den „Bundestag des Schweigens“ 1942: „Unvergesslich bleibt Silvester Hohmann, der uns damals „Wir sind zusammen“ lehrte, und Kif sprach uns allen aus dem Herzen, als er H. öffentlich bat, diesen Kanon unser Bundeslied nennen zu dürfen. Wie begeistert klang er danach auf, und die Einigkeit schlug nie echter und ehrlicher zusammen als in der Stunde der Gefahr! „Im Heliandbrief 4/54 heißt es: „S.H. hat die Weise dem Heliandbund zugeeignet. Der Kanon wurde sehr begeistert aufgenommen, weil er in Wort und Weise ein Zeichen unserer Gemeinschaft war.“ Im Bericht über den Bundestag 1946 in Fürstenried heißt es: „Als der Bundeskanon aus 1600 Kehlen erklang, fühlten wir, wieviel Kraft von einer Gemeinschaft ausgehen kann.“ Das ist wohl der Kern des Erfolgs dieses Liedes!

Der Liedtext klingt für uns heute merkwürdig, manche sagen auch, er sei zu „romantisch“. Aber ein näherer Blick darauf lohnt sich doch. Der Text ist durch die vier Aussagesätze „Wir

sind...“ suggestiv und verpflichtend, es heißt nicht „Ich bin...“! Wichtiger als der Aussageinhalt ist der emotionale Gehalt mancher Worte, die starke Assoziationen auslösen können (Stern, Kerzen, Wipfel, vereint auf Erden).

Zur 1. Zeile: Die paradoxe Aussage „uns liebzuhaben wie Stern den Stern“ gab verschiedenen Mädchen Anregungen zur Interpretation.

Z.B.: „Die Sterne ziehen ihre Bahn nach den Gesetzen, die ihnen von Gott gegeben sind. Der Bund soll dich nicht aus der Bahn werfen, sondern dir helfen, Deinen eigenen Weg zu finden...“durch die Gemeinschaft. „Uns lieb zu haben...“ klingt für uns heute kindlich und etwas fremd.

Zur 2. Zeile: „uns zu benennen“, d.h. beim Namen nennen, erkennen, wirklich begegnen...“ wie Kerzen brennen, sie brennen gern.“ Sie geben Licht und Wärme, dabei verzehren sie sich und geben sich hin.

Zur 3. Zeile: „Wir sind so viele...“, die Gemeinschaft mit vielen Gleichgesinnten, in Liebe verbunden, trägt die Hoffnung, die Welt zu verändern. Das heißt, der kleine, neue Kern treibt „Wipfel“, wird groß und kräftig.

Zur 4. Zeile: Unser Bundes-Ziel „Lebensegestaltung in Christus“ ist hier in lyrischer Form ausgedrückt als eine Art Fazit. „...vereint auf Erden selig zu werden in unserem Herrn.“ Das ist gleichzeitig Diesseits- und Jenseitshoffnung in Gemeinschaft.

Der Text von Ruth Schaumann entspricht sehr dem Denken und Fühlen der Jugendbewegung mit ihrer Begeisterung und den hohen Idealen. Es wäre interessant zu wissen, ob Ruth Schaumann den Heliand kannte oder ob S. Hohmann Ruth Schaumann kannte und wie er an den Text kam.

Natürlich gibt es auch andere Möglichkeiten der Deutung, doch zentral ist „Wir“, die Gemeinschaft.

Die Melodie

Der Bundeskanon (dem Heliandbund zugeeignet)

Weise: Silvester Hohmann
Worte: Ruth Schaumann

1. Wir sind zu-sam-men vor al-len Ga-ben uns lieb zu ha-ben wie Stern den Stern. Wir

Zur 1. Zeile: Aus der Tiefe des „Wir sind zusammen“ (Gemeinschaft) steigt die Melodie in mehreren Anläufen (Tonschritt nach unten) hoch zu „Stern dem Stern“; sie überwindet dabei in einem Schwung den großen Abstand von zwölf Tönen.

5 sind ge-bo-ren, uns zu be-nen-nen wie Ker-zen bren-nen, sie bren-nen gern. Wir

Zur 2. Zeile: Die Melodie geht in großen Schritten abwärts bis „geboren“, dann wieder aufwärts in kleinen Schritten zum Grundton c' (... wie Kerzen brennen...) und abwärts zum tiefen Grundton c. Nach dem ersten großen Aufschwung tritt hier eine Beruhigung ein.

9 sind so vie-le der Lieb zu lie-be, dass Wip-fel trie-be manch neu-er Kern. Wir

Zur 3. Zeile: Die Melodie steigt zum höchsten Ton des Liedes bei „Wipfel triebe“ an, der „neue Kern“ umspielt den Grundton c'.

13 sind ge-kom-men ver-eint auf Er-den se-lig zu wer-den in un-sermHerm.

Zur 4. Zeile: „Wir sind gekommen“ liegt im oberen Grundtonbereich, dann geht es in fünf Schritten abwärts zum unteren c („selig zu werden...“), doch es folgt ein Dreiklang nach oben und die Melodie endet überraschend offen auf der Quinte.

Das Lied ist im 6/4 Takt komponiert, der ruhige Bewegung anzeigt. (Im Gegensatz zum 6/8 Takt, der meist hüpfend fröhlichen Charakter hat.) Jeder Takt hat zwei Schwerpunkte, auf dem 1. und 4. Viertel, das entspricht weitgehend dem Sprachrhythmus. Nur in Zeile 3 bei „zuliebe“ und in Zeile 4 bei „vereint auf Erden“ sind die Akzente verschoben, was eine besondere Betonung ergibt.

Silvester Hohmann deutet durch seine Vertonung den Text von Ruth Schaumann aus und verstärkt seine Aussage. Die Melodie ist zunächst recht spröde und musikalisch anspruchsvoll, so dass der große Erfolg eigentlich erstaunlich ist. Der sehr große Tonumfang (13 Töne) macht das Singen nicht einfach. Besonders die Rückkehr vom Ende des Kanons zum Anfang bringt häufig Probleme - eine

Septime abwärts zu finden fällt vielen schwer. Aber Heliand-Mädchen hatten schon immer Freude am Singen und haben es geübt!

Wenn sich der volle Klang des Kanons entwickelt, entsteht so etwas wie ein berauschendes Gemeinschaftsgefühl. Ich kann mich gut erinnern, dass ich mich als Heliand-Mädchen ganz der Faszination der Worte und dem himmelstürmenden Aufschwung der Melodie überlassen habe. Im Bundeskanon gipfelte für mich das Erlebnis „Heliand

Ich singe den Bundeskanon immer wieder gern, vor allem, wenn die Gruppe groß genug ist, und er gelingt! Es entsteht dann so etwas wie ein „Heliand-Feeling“, auch wenn die meisten von uns nicht mehr 17, sondern 70 sind! Eine junge Frau hat vor einigen Jahren mal gesagt: „Das ist ein merkwürdiges Lied, das Ihr da singt, aber es hat was!“ Ohne den Bundeskanon (und das Bundesgebet) würde mir im Heliand etwas Wesentliches fehlen.

Gertrud Singer

Redaktionsschluss

Redaktionsschluss für Heft 2/2017 ist am 1. April 2017 (Nachrichten am 20. März 2017), Nachrichten, d. h. Termine, Berichte, Personalien, bitte weiterhin ausschließlich schicken an:

Karin Veit
Buchgasse 3
60311 Frankfurt
Tel. 069 463422
E-Mail: veitkarin@t-online.de

Literatur

Max-Eugen Kemper: Miniaturen des Lebens – Miniaturen des Glaubens: Meditationen zu Urbildern

Beatrix Albrecht / Hiltrud Zimmer

Die Erstveröffentlichung der vorliegenden Publikation des Kunstverlags Josef Fink in Lindenberg im Allgäu war am 3. Juni 2016.

Der Autor wurde am 23. Mai 1938 in Neheim Hüsten im Sauerland geboren. Er studierte an der Gregoriana in Rom Theologie und wurde 1966 dort zum Priester geweiht. In München machte er ein Zusatzstudium der Religionspädagogik. 1977 schloss er seine Promotion zur Sakramententheologie ab. Von 1982 bis 1989 war er Referent in der Zentralstelle Bildung der Deutschen Bischofskonferenz; von 1989 bis 2003 war er Geistlicher Botschaftsrat an der Deutschen Botschaft beim Heiligen Stuhl. In Würdigung seiner wissenschaftlichen Leistungen und seiner zahlreichen Veröffentlichungen zur christlichen Kunstgeschichte wurde er 2002 zum Honorarprofessor für „Didaktik der Christlichen Kunst“ der Theologischen Fakultät Fulda ernannt.

Aus im Westdeutschen Rundfunk gehaltenen Morgenandachten entstand auf vielfachen Wunsch der Hörer die Veröffentlichung zu sechs Urbildern: Garten, Bäume, Brunnen, Brot, Hände, Türen. Jedes der Bilder erscheint als eigene Einheit, mit eigenem in warmem Rot hervorgehobenen „Titelblatt“. Jede dieser Einheiten enthält sechs Aspekte zu dem Begriff. Der Autor geht jeweils von ganz persönlichen - teils alltäglichen - Erlebnissen und Erfahrungen aus. Dabei bezieht er den Hörer/Leser direkt mit ein (ich, Sie, wir). Er entfaltet den Begriff und illustriert seine Gedanken mit passenden Bibelzitate (Gut wäre zu wissen, aus welchen Bibelausgaben zitiert wird (s. Vorwort)) und Passagen aus Werken von Schriftstellern und Künstlern, z.B. Oscar Wilde, Hilde Domin, Bergengruen, Nelly Sachs, Saint-Exupéry, Dürer. In der Auswahl, die er trifft, zeigt sich der Einfluss seines langen Aufenthaltes in Italien, z.B. Feigenbaum, Oliven-

baum, Granatapfelbaum, Zypresse und Pinie. Auch aktuelle Ereignisse finden ihren Raum in seinen Überlegungen, z.B. die Öffnung der Heiligen Pforte am 8. Dezember 2015.

Der Autor selbst äußert sich im Vorwort zu dem, was er dem Hörer vermitteln will: „Die hier angebotenen meditativen Texte sollen zugleich Miniaturen aus dem Leben wie für den Glauben sein. Das entspricht der Redeweise Jesu, der in seinen Gleichnissen von alltäglichen Erfahrungen seiner Zuhörer ausgeht und damit auch auf die göttliche Wirklichkeit verweist, die sich in ihnen zeigt.“ (S.4)

Eine siebente Einheit widmet er der Person des heiligen Franziskus: „Den Abschluss bildet eine analoge Betrachtung der lebendig gemachten Ursymbole an der Person des hl. Franziskus. Der Zusammenklang beider Betrachtungsweisen kann vielleicht dazu beitragen, auch eigene Lebenserfahrungen als Glaubenserfahrungen zu deuten.“ (S.4)

Fünf Ölgemälde und drei Skulpturen des deutschen Malers und Bildhauers Egbert Verbeek, geboren 1953, bereichern die meditativen Einheiten. „... sind sie doch auch eigene Einladungen, sich in die Symbolik der Miniaturen des Lebens und des Glaubens zu versenken.“ (Umschlag Rückseite) Zum besseren Verständnis und als Interpretationshilfe ist der Beitrag des Autors: Tradition und Innovation im Werk Egbert Verbeeks (S.101 ff) gedacht.

Literatur

Max-Eugen Kemper: Miniaturen des Lebens
Miniaturen des Glaubens ...

Taschenbuch € 12,00, Ausgabe Juni 2016
Kunstverlag Josef Fink, Lindenberg/Allgäu

Aktuelles

Phöbe und Junia, zwei weibliche Amtsträger

Zur Geschichte eines Frauenamtes in der Kirche

Robert Wagner, ND-Bundesbruder, Region München

Die ersten Jahrhunderte in der Kirche kennen offensichtlich ein Frauenamt mit der Bezeichnung „Diakonin“ bzw. „Diakon“ – mit unterschiedlichen Aufgaben, im Osten der Kirche verbreiteter als im Westen.

Um das Jahr 55 schreibt Paulus, vermutlich von Korinth aus, einen großen und theologisch umfangreichen Brief an die christlichen Gemeinden in Rom, den er durch Phöbe überbringen lässt. Gegen Ende des Briefes, im 16. Kapitel, folgt wie in römischen Briefen üblich eine längere Grußliste. Darin heißt es:

Ich empfehle euch Phöbe, unsere Schwester, die διάκονος der Gemeinde von Kenchreä ist; nehmt sie im Namen des Herrn auf wie es Heiligen zukommt und steht ihr in jeder Sache bei, in der sie euch braucht; sie selbst hat vielen, darunter auch mir geholfen...

... Grüßt Andronikus und Junias/Junia (Jυνια), die zu meinem Volk gehören und mit mir zusammen im Gefängnis waren; sie sind angesehen als Apostel und haben sich schon vor mir zu Christus bekannt...



Hagios Andronikos, Hagia Junia und der Heilige Athanasius auf einer Ikone (Wikipedia)

Kenchreä war eine Hafenstadt etwa 7 km südöstlich von Korinth. Während nun in vielen Bibel-

übersetzungen dann, wenn der Begriff διάκονος im Zusammenhang mit einem männlichen Namen vorkommt, dieser durch Diakon übersetzt wird, hat es sich fast eingebürgert, dass im Zusammenhang mit einem weiblichen Namen nur von Dienerin geschrieben wird. So auch in der sog. Einheitsübersetzung von 1972. Phöbe hatte aber nach heutiger Ansicht tatsächlich ein Amt in ihrer Gemeinde inne. Welche Aufgaben genau mit diesem Amt verbunden waren, bleibt noch zu klären.

Origines (185-254), damals ein viel beachteter Exeget, schrieb hierzu: „Diese Stelle lehrt mit apostolischer Autorität, dass auch Frauen zum Dienst in der Kirche bestellt werden.“

In der *Didascalia Apostolorum*, einer in Syrien etwa um 230 verfassten Gemeindeordnung, finden sich folgende Sätze: „Darum, o Bischof, stelle Arbeiter und Helfer an...und stelle sie als Diakonen an, sowohl einen Mann zur Besichtigung der vielen nötigen Dinge als auch eine Frau zum Dienst bei den Frauen. Es gibt nämlich Häuser, wohin du einen Diakon zu den Frauen nicht schicken kannst, um der Heiden willen, eine Diakonin aber wirst Du schicken können.“

Das Diakonsamt sowohl der Frau wie auch des Mannes war in den Anfängen ein neben dem Bischofsamt und dem Priesteramt völlig unabhängiges Amt, nicht wie heute primär eine Vorstufe für höhere Weiheämter. Aber auch dieses Diakons-Amt, auch das der Frau, war eindeutig ein Weiheamt. Das beweist ein Zitat aus den *Constitutiones Apostolorum*, einer weiteren syrischen Gemeindeordnung um 380 zur Amtseinführung einer neuen Diakonin: „O Bischof, du wirst ihr unter Beistand des Presbyteriums, der Diakonen und Diakoninnen die Hände auflegen und sprechen: Ewiger Gott, Vater unseres Herrn Jesus Christus, Schöpfer des Mannes und des Weibes, du hast ...es nicht für unwürdig erach-

tet, dass dein eingeborener Sohn aus einem Weib geboren wurde. Siehe auch jetzt selbst auf deine Dienerin, die zu deinem Dienst gewählt worden ist, und gib ihr den Hl. Geist, reinige sie von aller Befleckung des Fleisches und des Geistes, dass sie das ihr anvertraute Werk würdig verrichte zu deiner Ehre und zum Lobe Christi, mit welchem Dir und dem Hl. Geist Ehre und Anbetung sei in Ewigkeit.“

Das Konzil von Chalcedon (451) legt fest: „Eine Frau, die zur Diakonin geweiht wird, darf nicht unter 40 Jahre alt sein, sie muss gründlich geprüft werden. Wenn sie, nachdem sie die Weihe empfangen hat und im geistlichen Dienst steht, sich verheiratet, ...so soll sie mit ihrem Mann ausgeschlossen werden.“

Im westlichen Bereich der Kirche war offensichtlich der Widerstand der Männer gegen den Einfluss der Frauen oder gar gegen ein Weiheamt von Frauen größer als im Osten. Die Position in dieser Frage war möglicherweise auch ein Grund für die erste große Spaltung der Kirche in die römische Westkirche und in die sog. orthodoxen Ostkirchen.

Die Synode von Nîmes (394-96) stellt fest: „Es wurde von einigen erzählt, dass - entgegen der apostolischen Disziplin und unbekannt bis zum heutigen Tag Frauen, man weiß nicht wo, in einen levitischen Dienst eingesetzt worden zu sein scheinen. Dies erlaubt die kirchliche Disziplin nicht, denn es ist unpassend.“

Eine andere Art, den in der frühen Kirche offensichtlich großen Einfluss der Frauen für die Zukunft herunter zu spielen, war es, einen weiblichen Namen in den nachfolgenden Übersetzungen einfach durch einen männlichen Namen zu ersetzen.

Dafür ist das anfangs zitierte zweite Zitat der paulinischen Grußformel ein gutes Beispiel.

Der Begriff *Jovian* stellt einen Akkusativ dar und kann rein formal der Akkusativ eines Männernamens Junias sein wie auch der Akkusativ des Frauennamens Junia. Forschungen haben nun ergeben, dass auf römischen Grabinschriften und Dokumenten sich nirgend der Männername Junias findet, wohl aber über 250-mal der Frauename Junia. Die heutige Forschung nimmt an,

dass es sich bei Andronikus und Junia um ein Ehepaar handelte.

Diese Junia wird nun von Paulus als Apostolin bezeichnet. Dazu eine notwendige Klarstellung. Beim Begriff Apostel unterscheidet Paulus einerseits die Zwölf, die immer mit Jesus unterwegs waren, und andererseits benennt er auch alle diejenigen, denen wie ihm selbst Jesus nach der Himmelfahrt noch erschienen ist, als Apostel. Eine besondere Aufgabe war mit diesem Titel nicht verbunden, es war keine Amtsbezeichnung. Wahrscheinlich gehörten Andronikus und Junia zu jenen griechisch sprechenden Juden, die nach der Lynchjustiz an Stephanus aus Judäa fliehen mussten, daraufhin in Samaria und Syrien missionierten und später nach Rom gekommen sind.

Bis ins späte Mittelalter gibt es keinen einzigen Bibelexegeten, der den Akkusativ männlich deutet. Der Kirchenlehrer Chrysostomus (um 350 – 407) schreibt über Junia: „Wie groß muss die Weisheit dieser Frau gewesen sein, dass sie sogar für würdig gehalten wurde, den Aposteltitel zu tragen.“

Aegidius von Rom (um 1245-1315) ist der erste erkennbare Autor; der aus dem Akkusativ *Jovian* den Männernamen Junias folgerte.

Auch die Einheitsübersetzung von 1972 redet von Junias. Die neue Bibelübersetzung wird dies aber korrigieren.

Die Ämter.in den ersten drei Jahrhunderten der Kirche:

Das Christentum breitete sich als „Stadtreigion“ aus. Die ersten Gemeinden im Heidenbereich versammelten sich vorwiegend in den Häusern wohlhabender ehemaliger Juden und von bekehrten Heiden und feierten in diesen Häusern das Gedächtnis des Abendmahles. Ob es als Vorsteher solcher Eucharistiefiern schon von Anfang an das Amt eines Priesters gab, ist ungeklärt. Die Frauen spielten als Gastgeberinnen natürlich eine wichtige Rolle, fungierten möglicherweise auch als Vorsteher solcher Gottesdienste.

Der Leiter einer Reihe von solchen Gemeinden war der Episkopus, der Bischof. Er sollte verheiratet sein und sein Haus in ordentlichem Zustand halten. Ihm zur Seite stand ein weiblicher oder männlicher Diakon. Wobei durchaus weibliche

Diakone teilweise deshalb bevorzugt eingesetzt wurden, weil sie z.B. bei den Taufen von Frauen gebraucht wurden und weil sie bei der Verkündigung an Frauen, die ans Haus gebunden waren, eingesetzt werden konnten, ohne dass ein Gerede entstand.

Möglicherweise gab es in der alten Kirche sogar das Amt einer weiblichen Bischöfin. Jedenfalls ließ Papst Paschalis I. (817-824) in Rom die Kirche Santa Prassede renovieren und um eine Kapelle erweitern, die mit prächtigen Mosaiken ausgestaltet wurde. Sie war gedacht als Sammelort für Reliquien und als Begräbnisstätte für seine Mutter Theodora. Auf einem der Mosaiken sind vier Frauenköpfe dargestellt. Von links Theodora, daneben Sancta Praxedis, Maria und Sancta Pudentiana, die Schwester von Praxedis. Links von Theodora ist senkrecht ihr Name angegeben, über ihrem Kopf als Titel „EPISCO-PA“, also Bischöfin! Ein Papst nennt also eine Frau öffentlich Bischöfin. Es wurde argumentiert, dass Episcopa nur ein Ehrentitel für die Frau eines Bischofs sei. Aber der Name ihres Ehemanns ist als Vater von Papst Paschalis im Liber Pontificalis festgehalten: Bonosus, ohne jeden kirchenamtlichen Titel. Der rechteckige

Heiligenschein bedeutet, dass Theodora zur Zeit der Anfertigung des Mosaiks noch lebte. Die letzten Buchstaben des Namens Theodora wurden später offensichtlich „ausgebessert“.

Zur Abfassung dieses Artikels hat mir Theresia Hauser Material aus ihrer umfangreichen theologischen Bibliothek zur Verfügung gestellt. Theresia, ehemals Bundesvorsitzende des BDKJ und Leiterin der Frauenseelsorge in der Erzdiözese München, hat sich stets für die Förderung und Anerkennung der Arbeit der Frauen in der Kirche stark gemacht. Auf ihre Initiative geht u.a. die Einführung des Amtes der Gemeindefereantin mit festgelegter Besoldungsordnung zurück. Sie verstarb im August dieses Jahres. Bei dem Gedenkgottesdienst, den die Frauenseelsorge am 15. Oktober in Maria Eich gestaltete und für den Theresia selbst bereits vor sechs Jahren die wesentlichen Texte und Lieder festgelegt hatte, stand als letzter Satz auf dem von ihr zusammengestellten Liedzettel folgender Satz:

Was die Ämter der Frauen in der Kirche betrifft, geht es mir wie Mose:

Er sah das verheißene Land. Er selbst aber hat es nicht mehr betreten.



Bischöfin Theodora, Kirche Santa Prassede in Rom

Aus unserer Geschichte

Wie „Cusana“ zu „Cusanus“ kam.

Vom Wirken unseres Bundes, und zwar des ehemaligen Heliand-Studentinnenkreises

Es beginnt wie im Märchen: „Es war einmal...“ und ist nach dem Selbstverständnis heutiger Frauen im Besonderen, dem Verständnis aufgeschlossener Männer und auch der katholischen Kirche im Allgemeinen kaum noch vorstellbar, dass die Bischöfliche Studienförderung für (hoch)begabte Studenten, das sog. Cusanuswerk, in den ersten Jahren des Bestehens – von 1956 bis Ende 1965 – nur jungen Männern offenstand. Allerdings ist diese Situation vor dem Hintergrund einer generellen Unterrepräsentierung von Frauen in Führungspositionen innerhalb des Bundesgebiets einschl. Westberlins zu sehen: Während im Sommersemester 1962 an wissenschaftlichen Hochschulen zwar schon etwa 1/4 der Studierenden Frauen waren (Statistisches Jahrbuch für die BRD 1963, S. 98), waren 1960 nur 18 von insgesamt 2906 Lehrstuhlinhabern an Universitäten, Technischen, Wissenschaftlichen und Kirchlichen Hochschulen weiblichen Geschlechts, von denen nur 6 (gegenüber 2359 Männern) eine ordentliche Professur innehatten (Stifterverband für die deutsche Wissenschaft, Jahrbuch 1962, S. 92). Soziologen apostrophierten dieses Phänomen so: Die Universität sei gekennzeichnet durch eine weitgehend frauenfeindliche Atmosphäre und Struktur, was auch! Umfragen bestätigten.

An dieser Stelle ist zum Verständnis kurz auf die Gründung des Cusanuswerks einzugehen; dieses hatte das evangelische Studienwerk Villigst zum Vorbild, verstand sich aber – anders als jenes – darauf, „die Inferiorität der Katholiken, die noch immer auf wirtschaftlichem und sozialstrukturellem Gebiet besteht, zu überwinden“ (www.cusanuswerk.de/de/wir-ueberuns/geschichte/ueberblick). Es fußte auf verschiedenen Plänen: 1. dem „Kölner Plan“, initiiert 1954 vom Kölner Erzbischof Josef Kardinal Frings, der ein ganz katholisch gestaltetes Vorsemester „zur Schulung und Auslese“ (auch mit Werkarbeit) vor dem eigentlichen Studium vor-

sah, um die Studierenden mit dem realen Leben besser vertraut zu machen, weswegen der Leiter ein (verheirateter) Laie sein sollte; 2. dem „Limburger Plan“, dessen Ziel die Nachwuchsförderung für die Hochschullaufbahn war; 3. dem aus diesen beiden im Jahre 1955 entwickelten „Paderborner Plan“ (nach dem Sitz von Erzbischof Lorenz Jaeger), welcher einen sog. „Cusanuskreis“ als Art Freundeskreis intendierte, der ein waches Interesse der Studierenden am geistigen Leben der Zeit und sowohl ihre wissenschaftliche und berufliche wie auch ihre charakterliche und religiöse Bildung fördern wollte. Schon hier wurde übrigens eine Förderung von Frauen angeregt, aber nicht verwirklicht. Denn mit der Gründung der Stiftung durch die deutschen Bischöfe im November 1955 wurde als geistlicher Leiter der ehemalige Tübinger Studentenpfarrer, zu dieser Zeit Stuttgarter Stadtpfarrer Bernhard Hanssler zum 1. Januar 1956 bestellt, dem die Konzeption weitgehend überlassen wurde; dieser lehnte jedoch die Förderung von Frauen kategorisch ab. Somit war Cusanus die einzige Begabtenförderung Deutschlands, die Frauen ausschloss. Allerdings bestand, wie ich bei einem Gespräch im Herbst 1963 vom Frankfurter Hochschulpfarrer Ottmar Dessauer (der schon an der Vorbereitung zur Gründung von Cusanus beteiligt gewesen war und damals dem Auswahlgremium für Cusanus angehörte!) erfuhr, ein Plan, in Zukunft auch Studentinnen zu fördern, doch wurde dieser aus verschiedenen Gründen immer wieder zurückgestellt. Sehr erfreulich empfand ich bei diesem Gespräch Dessauers Ansicht, man müsse allmählich so weit kommen, auch dann eine Effizienz des aufgewendeten Geldes zu sehen, wenn eine Stipendiatin heiratet und aus dem Berufsleben ausscheidet.

Nach Prälat Hanssler gründete sich das Selbstverständnis des Cusanuswerks auf das Kriterium der sich „in universaler Offenheit und Hingabefähigkeit“ manifestierenden „Geistigkeit“ der zu

Fördernden, die nach einem strengen Auswahlverfahren sowohl ideelle wie materielle Unterstützung erfahren sollten; deren „Rückzahlung“ sollte „in ihrer künftigen Lebensleistung bestehen“ (Ders., in: Cusanuswerk 1956-1966. S. 10). D.h. die Cusaner sollten später an hervorragender Stelle in der Gesellschaft wirken, sei es in der Wissenschaft, sei es in führender Stellung in allen Bereichen des öffentlichen Lebens. Und hier wird das Problem evident: Selbstverständlich konnten Studentinnen die verlangten Kriterien einer überdurchschnittlichen intellektuellen und wissenschaftlichen Begabung, von ausgeprägter religiöser Grundhaltung und überzeugender Persönlichkeit erfüllen (ebd., S. 25), sie konnten den Anspruch schöpferischen Denkvermögens erfüllen und den Willen zu gesellschaftlicher Verantwortung einbringen, doch – so fragte „man“ – wäre ihr Studium „rentabel“, wenn sie später heiraten, Kinder aufziehen und den Beruf aufgeben würden, waren doch in damaliger Zeit Beruf und Ehe/Familie noch nicht so ohne weiteres vereinbar (ist es das heute immer?). Die Kehrseite der Medaille aber war, dass man ein großes – weibliches – Potenzial brachliegen ließ, das der Entwicklung in Kirche und Gesellschaft sehr förderlich sein konnte.

Für uns, den Heliand-Studentinnenkreis – seit 1962 geleitet von Ingrid Noske und mir als damaliger Stellvertreterin –, und für alle uns bekannten Studentinnen und auch Studenten war es nicht nachvollziehbar, dass die katholische Kirche hier eine große Chance vergab, welche die übrigen Hochbegabtenförderungen – die Studienstiftung des Deutschen Volkes, das Evangelische Studienwerk Villigst, die der SPD nahestehende (auch für Studenten aus Entwicklungsländern offene) Friedrich-Ebert-Stiftung, die Stiftung Mitbestimmung des DGB und die Hochbegabtenförderungen einzelner Bundesländer (dazu seit 1965 die CDU-nahe Studienförderung der Konrad-Adenauer-Stiftung) –, indem sie beide Geschlechter förderten, zu nutzen wussten.

Daher versuchten wir, über die Katholische Deutsche Studenten-Einigung (KDSE), die Vertretung katholischer Studenten gegenüber den deutschen Bischöfen (wohl eher geeignet als der uns hin und wieder vorgeschlagene BDKJ), deren Mitglied der Studentinnenkreis war, die (ka-

tholische) Öffentlichkeit für unser Anliegen der Öffnung des Cusanuswerks für (hoch)begabte Studentinnen zu sensibilisieren. Innerhalb der KDSE war für unser Vorgehen das Amt für Hochschulfragen (AfH) in Bonn zuständig, in welchem Gremium je ein Vertreter der katholischen Studentenverbände CV, KV, UV, des Hochschulrings von Bund Neudeutschland, unseres Studentinnenkreises und der Hochschulgemeinschaft der Deutschen Pfadfinderschaft St. Georg hochschulpolitische Themen diskutierten und Vorschläge für ihre Durchsetzung ausarbeiteten.

Als ich, damals Vertreterin des Heliand im AfH, in diesem Gremium zum ersten Mal unsere Vorstellungen vortrug, hagelte auf mich, obgleich wir sonst sehr gut zusammenarbeiteten, eine Fülle von ablehnenden Argumenten (im Vorgriff darf ich schon an dieser Stelle sagen, dass sich später jeder einzelne der jungen Männer bei mir entschuldigte mit dem Hinweis auf seinen familiären Hintergrund, dass nämlich seine Mutter auch studiert habe und jetzt „nur noch“ Hausfrau und Mutter sei...). Trotz dieser anfänglichen Ablehnung bzw. Skepsis wurde ich im August 1963 vom AfH beauftragt, eine Denkschrift zu Händen der Deutschen Bischofskonferenz zu erstellen, und zwar mit Hilfe eines in Freiburg (meinem damaligen Studienort) domizilierten kleinen Arbeitskreises, in dem wir – Ingrid Noske, Beatrix Kempeler, verh. Albrecht, und einige gut vernetzte ältere Semester bzw. schon im Berufsleben Stehende, darunter auch zwei Männer – die Thematik des Frauenstudiums und dessen Effizienz wie auch die traditionelle Rollenverteilung in der damaligen Gesellschaft lebhaft diskutierten; wir zogen dazu zahlreiche wissenschaftliche Studien und statistisches Material zur Frau in Familie und im Erwerbsleben (auch in führender Stellung) in Deutschland und anderen Ländern heran, sprachen über das Frauenbild im Allgemeinen und das Selbstverständnis der Frauen und berücksichtigten ebenso den Aspekt, dass das Studium nicht unbedingt in einer beruflichen Karriere gipfeln müsse – wie es Cusanus „predigte“, sondern dass die „Rückzahlung“ der Stipendiatin auch durch Unterstützung des Ehemannes, in einer adäquaten Kindererziehung, in der ehrenamtlichen Tätigkeit der Frau in Kirche und Gesellschaft bestehen könne.

Von großem Interesse für uns waren Studien, die sich im Wesentlichen mit der „Rentabilität“ des Frauenstudiums befassten; ich erinnere mich an eine englische, aus welcher hervorgeht, dass Kinder, die von nicht-berufstätigen Akademikerinnen erzogen wurden, über einen größeren Wortschatz und eine höhere Intelligenz verfügen. Das „Rentabilitätsdenken“ sollte unserer Ansicht nach endlich ad acta gelegt werden. Zugleich diskutierten wir über die Argumentationskette der geplanten Denkschrift und das einzuschlagende Procedere bei verschiedenen Ansprechpartnern für eine mögliche Realisierung, über die Bildungsziele einer künftigen Förderung und die Qualifikationsmerkmale, ebenso über das Für und Wider einer gemeinsamen Förderung mit Studenten im Cusanuswerk.

In dieser für uns wirklich spannenden Zeit habe ich mit allen Hochbegabtenförderungen einschl. des Cusanuswerks und mit Stipendiaten der verschiedenen Stiftungen über ihre Erfahrungen korrespondiert bzw. gesprochen, ebenso mit dem Bund katholischer deutscher Akademikerinnen, dem Deutschen Akademikerinnenbund, dem Verein katholischer deutscher Lehrerinnen, den Vorsitzenden verschiedener weiblicher Berufsverbände, mit dem Statistischen Bundesamt, Professoren und Doktoranden, die sich mit unserer Problematik befassten (z.B. wurde damals bei Prof. Ralf Dahrendorf/ Tübingen von Herrn Dr. Peisert eine Habilitation über das Berufsschicksal ehemaliger Studienstiftlerinnen erstellt). Eine Reihe von Studentenpfarrern – Wolfgang Ruf in Freiburg, Ottmar Dessauer und Dr. Wolfgang Bender in Frankfurt und insbesondere Walter Seidel in Mainz, der noch weitere Studentenpfarrer gewann – unterstützten unser Anliegen intensiv. Desgleichen schalteten sich erfahrene Heliandfrauen wie Martha Sonntag und vor allem Maria Schaeffler-Laub und ihr Mann Prof. Richard Schaeffler zu unseren Gunsten ein. Außerdem befragten wir zahlreiche Studentinnen in und außerhalb des Heliand-Bundes über ihre Lebensvorstellungen. Die von uns erarbeitete „Denkschrift“ nahm das AfH am 8. Februar 1964 einstimmig an. In deren Präambel wurde darauf rekurriert, dass „die Gesellschaft zur sachgerechten Lösung aller Aufgaben auf die Zusammenarbeit von Mann und Frau angewiesen ist“, welche gleiche Verantwortung tragen; daher sei es not-

wendig, dass die katholische Kirche – wenn schon die Mittel nicht für alle ausreichen (!) – zumindest hervorragend begabten und menschlich besonders qualifizierten Studentinnen „die gleiche Möglichkeit einräumt, sich für ihren Dienst in der Gesellschaft vorzubereiten und die ihr nach Wesen und Begabung gestellten Aufgaben gut zu erfüllen“. Über die finanzielle Förderung hinaus müssten dazu spezielle Bildungshilfen gegeben werden. Die Denkschrift sprach sich für eine gemeinsame Förderung von Studenten und Studentinnen aus, trage diese doch der gesellschaftlichen Situation Rechnung und diene dem Abbau von Vorurteilen.

Zugleich wurde vom AfH die Vorlage bei der Bischofskonferenz und eine Verteilung auf dem „Kleinen Katholikentag“ in Münster im März 1964 beschlossen (eine offizielle Diskussion dort verbot sich schon deswegen, weil Hanssler, Leiter des Cusanuswerks, zugleich Geistlicher Direktor des ZK der deutschen Katholiken und beim Kleinen Katholikentag Leiter des Arbeitskreises „Begabtenreserven“ war!).

Von der Deutschen Bischofskonferenz wurde die Denkschrift positiv aufgenommen, zumal in diesem Kreis schon im Jahre 1961 eine Studentinnenförderung befürwortet worden war, was weitgehend unbekannt war; auch einzelne Bischöfe und viele Studentenpfarrer unterstützten uns. In der (katholischen) Öffentlichkeit erfuhren wir sehr breite Zustimmung, Alt-Cusaner und Vertrauensdozenten der Stiftung sowie weitere Professoren unterstützten uns. Immer wieder wurde in der Diskussion betont, dass ein akuter Mangel an weiblichen katholischen Führungskräften herrsche, andererseits die Aufstiegsmöglichkeiten für Frauen sehr begrenzt seien.

Mit Verabschiedung der Denkschrift endete die Arbeit keineswegs, insbesondere sollte die leidige (lächerliche) Frage der „Rentabilität“ mit Statistiken genauer untermauert werden, um – wenn möglich – Gegenargumente entkräften zu können. Ich arbeitete weiterhin mit der KDSE zusammen, anfangs mit dem Geschäftsführenden Leiter des AfH, Peter Haßkamp, dann mit der 1. Sprecherin der KDSE, Gertrud Wegmann; zuletzt lag die Leitung der Gespräche bei Pater Romanus Lawetzki, dem Studentenpfarrer beim Vorstand der KDSE. Vom AfH wurde zunächst

ein kleines Gremium eingesetzt, das sich mit der Suche nach einer Leiterin und einem geistlichen Betreuer befassen sollte, da Erzbischof Jaeger grünes Licht für eine – selbstverständlich getrennte (!) – Studentinnenförderung gegeben hatte; doch auch, nachdem ich eine Erweiterung u. a. um Pfarrer Seidel vorgeschlagen hatte, passierte wenig. Dankenswerterweise regte dieser Mitte des Jahres 1964 im Einvernehmen mit einigen Studentenfarrern jedoch an, die Gespräche auf eine neue repräsentativere Ebene zu rücken, um die Planungen besser voranzubringen (ohne uns dabei auszuschließen). Allerdings ging es auch dann nur schleppend voran.

Zwei große Probleme waren zu lösen: Eines, äußerst schwierig, stellte sich in der Frage, ob gemeinsam mit männlichen Studierenden oder getrennt – wofür vor allem Prälat Hanssler plädierte – gefördert werden sollte, während die Studentenfarrer wie vor allem Seidel die gemeinsame Förderung einhellig befürworteten.

Ein weiteres großes Problem zeigte sich bei der Suche nach einer zur Leitung geeigneten Frau und nach Beraterinnen zur Entwicklung des Konzeptes der Bildungsarbeit und für das Auswahlgremium, sodass man befürchten musste, die bereitstehenden Mittel könnten verfallen. Unter den Frauen, die angefragt bzw. genannt wurden, waren auch Maria Schaeffler-Laub, die jedoch aus mehreren Gründen abwinkte, aber weiterhin sehr aktiv mitwirkte, Helene Möhler und Dr. Uta Ranke-Heinemann. Da die Leitungsfrage sich lange hinzog – die meisten der angesprochenen Damen zeigten sich zwar sehr aufgeschlossen, lehnten jedoch entweder ab oder kamen aus vielfältigen Gründen für den Posten nicht infrage –, wurde Prälat Hanssler im Frühjahr 1965 schließlich von Kardinal Jaeger und Prof. Paul Mikat, Kultusminister von NRW, dringend um Übernahme der organisatorischen Leitung der geplanten Frauenförderung gebeten, wozu dieser sich bereiterklärte. Im Mai 1965 stand auch der geistliche Betreuer in der Person des Mainzer Studentenfarrers Seidel fest, doch eine Leiterin fehlte noch immer.

Im Juli 1965 legte die 1. Sprecherin der KDSE ein neues Arbeitspapier vor, aber erst die zur selben Zeit durch Pater Romanus, den Studentenfarrer beim Vorstand der KDSE, lancierte

Initiative – angelehnt an einen Beschluss des Ältestenrats der Studentenfarrerkonferenz – brachte Bewegung in die Frage der Hochbegabtenförderung, die endlich anlaufen sollte: Er lud sowohl Entscheidungsträger wie Berater und mögliche Kandidatinnen für eine Leitung zu zwei Gesprächen nach Köln ein (28. Juli und 29. September 1965), um Konzept und Bildungsarbeit, Auswahlverfahren und Organisation des Förderungswerkes, dazu dessen konkreten Beginn und rechtliche Fragen zu erörtern; anwesend dabei waren neben Hanssler wiederum u.a. die Studentenfarrer Seidel und Dr. Bender, Maria Schaeffler-Laub, Editha Limbach und ich selbst. Zwischenzeitlich erfolgte eine Abstimmung der KDSE mit dem Cusanuswerk und die Vorlage bei der Fuldaer Bischofskonferenz. Beim 2. Gesprächstermin wurde in der Professorin für physiologische Chemie Hildegard Debuch endlich eine Leiterin gefunden, welche nach reiflicher Überlegung die Stellung annahm. Somit konnte die Förderung von Studentinnen, organisatorisch integriert in das Cusanuswerk, im Jahre 1966 beginnen.

Das Cusanuswerk bestand jetzt also aus zwei Zweigen mit relativer Autonomie, die miteinander kooperieren sollten. Doch da Prälat Hanssler die Mitwirkung von Pfarrer Seidel und Frau Prof. Debuch systematisch zu behindern suchte, traten beide im Herbst 1967 frustriert zurück. Allerdings ließ sich die Entwicklung nicht mehr aufhalten: 1968 beschloss die Deutsche Bischofskonferenz den Zusammenschluss beider Zweige.

Blickt man zurück, so erbrachte die Initiative des Heliand-Studentinnenkreises – aufgrund ihrer Aktualität und der entschiedenen Förderung durch viele Kräfte – ein lohnendes, wichtiges Ergebnis; bis dahin war es ein recht steiniger Weg, der die katholische Kirche in einem kleinen Bereich jedoch ins 20. Jahrhundert, das „Jahrhundert der (männlichen und weiblichen) Laien“, führte: Katholische Studentinnen hatten jetzt die gleiche Chance wie ihre männlichen Kommilitonen, und die katholische Kirche konnte ihr Defizit wenigstens teilweise beheben, indem sie begabte Frauen aus den eigenen Reihen förderte und heranbildete, um größere Verantwortung in der Gesellschaft tragen zu können.

Ingrid Ringel, Mainz

Aus aller Welt

Deutschland ist keine Insel, so, dass wir 2016 wieder ein Jahr mit vielen Krisen, Naturkatastrophen und Kriegen auf der Welt erleben mussten. Unsere Mitschwestern im Bund und die anderen Kontaktpersonen in Afrika und Lateinamerika sind den weltweiten Gefährdungen sehr viel näher als wir, der anhaltenden Dürre im südlichen Afrika oder den Auswirkungen der Kürzungen der Sozialleistungen in Brasilien. Wir bemühen uns, mit der Förderung kleiner Projekte solidarisch zu sein. Unsere Hilfe ist möglich, weil Heliand-Schwestern und Freunde uns mit Spenden großzügig unterstützen. Herzlichen Dank an alle!

Bedanken möchte ich mich auch bei den Leserinnen der Seiten Aus aller Welt für ihr Interesse am Thema der weltkirchlichen Zusammenarbeit, das im Heliand auch unter dem Stichwort *Mission oder Bewahrung der Schöpfung* immer wichtig war. Das Gebet für unsere Erde verweist uns noch einmal auf unsere Verantwortung.

Christel Wasiek

Gebet für unsere Erde

*Allmächtiger Gott,
der du in der Weite des Alls gegenwärtig bist
und im kleinsten deiner Geschöpfe,
der du alles, was existiert, mit deiner Zärtlichkeit umschließt,
gieße uns die Kraft deiner Liebe ein,
damit wir das Leben und die Schönheit hüten.*

*Überflute uns mit Frieden,
damit wir als Brüder und Schwestern leben
und niemandem schaden.*

*Gott der Armen, hilf uns,
die Verlassenen und Vergessenen dieser Erde,
die so wertvoll sind in deinen Augen,
zu retten.*

*Heile unser Leben,
damit wir Beschützer der Welt sind und nicht Räuber,
damit wir Schönheit säen
und nicht Versuchung und Zerstörung.*

*Rühre die Herzen deren an,
die nur Gewinn suchen auf Kosten der Armen und der Erde.*

*Lehre uns,
den Wert von allen Dingen zu entdecken
und voll Bewunderung zu betrachten;
zu erkennen, dass wir zutiefst verbunden sind mit allen Geschöpfen
auf unserem Weg zu deinem unendlichen Licht.*

Entnommen der Enzyklika *Laudatio si*, Papst Franziskus

Unterstützung von Frauen im Gefängnis San Antonio de Pocollay in Tacna/Peru

Lila Barahona, Generalsekretärin des Diözesan-Caritasverbandes Tacna, hat uns gebeten, der Caritas behilflich zu sein, im örtlichen Frauengefängnis ein Projekt durchzuführen. Die Anfrage ist wegen des Personenkreises etwas ungewöhnlich, aber wegen der Möglichkeit, die weiblichen Gefangenen durch einkommenschaffende Maßnahmen zu resozialisieren oder besser gesagt, einen Beitrag zu ihrer Resozialisierung zu leisten, sehr interessant.



Lila Barahona, Generalsekretärin der Caritas Tacna

Generell trifft auch für Peru zu, dass Frauen sehr viel weniger und seltener schwere Straftaten begehen als Männer, es also auch nur wenige Frauengefängnisse gibt. In Tacna gibt es das Gefängnis San Antonio de Pocollay, wo insgesamt 109 weibliche Strafgefangene leben, die vor allem wegen eines Drogendelikts, Diebstahls oder Körperverletzung verurteilt wurden. Das Bildungsniveau der Gefangenen ist niedrig, so dass auch ihre Erwerbsmöglichkeiten begrenzt waren und sein werden. Sie haben im Verkauf, Haushalt oder in der Landwirtschaft gearbeitet. Viele von ihnen stammen nicht aus der Stadt Tacna sondern aus der ländlichen Umgebung. Die direkte Nähe Tacnas zur chilenischen Grenze begünstigt Drogendelikte, die Frauen werden z.B. als Drogenkuriere eingesetzt und dabei oft festgenommen.

Die Gefängnisse in den meisten Ländern Lateinamerikas versorgen die Gefangenen nur teilweise, so dass sie selber oder die Familien für die Ernährung oder die Ausgaben für Hygiene aufkommen müssen. Da es sich in aller Regel um arme Familien handelt, ist die Versorgung der Familien oft schlecht und die Gefangenen verschulden sich zusätzlich.

In Tacna wird versucht, die Gefangenen zu resozialisieren, so dass die Frauen an Schulungen für verschiedene Arbeitsmöglichkeiten teilnehmen können. In Verbindung mit dem Diözesan-Caritasverband Tacna ist für die Gefangenen eine gärtnerische Fortbildung angeboten worden. Im Jahr 2017 soll mit 27 der fortgebildeten Frauen, die meisten von ihnen zwischen 20 und 60 Jahren, die mehrheitlich aus ländlichen Gebieten der Region kommen, in der Gärtnerei gearbeitet werden. Es ist vorgesehen, dass sie Dünger herstellen und Pflanzen züchten, beides findet in Tacna guten Absatz. Von den 27 Frauen werden lediglich zwei im Jahr 2018 entlassen, so dass das Projekt alle erreichen wird.

Der Mehrwert des Projekts wird darin bestehen, dass

- die Frauen sich weiter in der Gärtnerarbeit qualifizieren,
- schon im Gefängnis ein gewisses Einkommen erzielen und damit ihre eigenen Kosten decken und der Familie noch etwas zukommen lassen können,
- ggf. ihre finanziellen Schulden reduzieren und
- die Frauen eine bessere arbeitsmäßige Ausgangslage für die Zeit nach ihrer Entlassung aus der Haft haben werden.

Caritas Tacna wird das Projekt fachlich begleiten und einen Gartenbaufachmann zur Verfügung stellen, der mit den Gruppen, die gebildet werden, alle Gärtnerarbeiten organisiert und die Teilnehmerinnen berät.

Die Kosten des Projekts – Anschaffungen für die Gärtnerei, Kauf des Saatguts und fachliche Beratung - umfassen für das Jahr 2017 rund € 5.500,00, davon wird der Caritasverband etwas mehr als € 2.000 tragen können. Für die verbleibenden rund € 3.000,00 ist Frau Barahona auf

finanzielle Unterstützung von außen angewiesen ist.

Wir schlagen vor, das einkommenschaffende Vorhaben als erstes Projekt auf Bundesebene im Jahr 2017 möglichst mit den fehlenden € 3.000,00 zu fördern.

Christel Wasiek

Engagement im weltkirchlichen Dienst – Sr. Sigmunda Schnetzer O.P.

Viele haben Sr. Sigmunda Schnetzer, Missions-Dominikanerin, gekannt, nicht alle persönlich, aber durch die vielen Informationen und Briefe in der Heliand-Korrespondenz, die immer etwas mit Ekuador zu tun hatten, war sie sehr präsent. Im Alter von 86 Jahren ist sie nun in ihrem Heimkloster in Schlehdorf, begleitet von ihren Mitschwestern, am 19. September 2016 gestorben. Sr. Sigmunda ist 1930 in eine schwierige Zeit hinein geboren worden. Sie hat nach Ende der Volks- und Mittelschule, d.h. in der Nachkriegszeit, zunächst einige Jahre verschiedene Hilfstätigkeiten ausgeübt, bis sie 1950 bei den Missions-Dominikanerinnen in Schlehdorf eingetreten ist. Sie hat dann sehr bald die Ausbildung zur Kindergärtnerin gemacht und war dann Heimleiterin des Internats in Schlehdorf. Später hat sie dann noch Sozialpädagogik studiert und war einige Jahre Referentin bei Missio-München, wo sie sich bereits mit der pastoralen Situation von Ekuador beschäftigt hat.

Sie ist als Jugendliche Mitglied im Heliand geworden und hat dann, schon als Missions-Dominikanerin, den Heliand im Internat in Schlehdorf gegründet. Bis heute gibt es Heliand-Schwestern aus dieser Zeit. Dem Heliand blieb sie zeitlebens durch persönliche Kontakte und die umfassende Lektüre der Heliand-Korrespondenz verbunden.

Es ist naheliegend, dass Missionsdominikanerinnen im weltkirchlichen Dienst tätig werden. Sr. Sigmunda wurde 1976 beauftragt, die Situation der Straßenkinder in Quito/Ekuador in den Blick zu nehmen und Medien zu erstellen, die auf ihre Lage aufmerksam machen. Ihre gesamte Tätigkeit in Ekuador war dann bis 2003 daran ausgerichtet, Kindern und Jugendlichen in Not zu

helfen. Dazu gehörte Anfang der 1980er Jahre die Planung und der Bau des Heims Santa Lucía (für 41 Kinder) und zehn Jahre später die Errichtung eines Hauses Arco Iris (für 12 Jugendliche) für die erwachsen gewordenen Jugendlichen. Später kam dann noch das Tagesheim El Niño für 45 Kinder mit geistiger Behinderung dazu.



Sr. Sigmunda Schnetzer O.P.

Die langjährige Arbeit von Sr. Sigmunda in Ekuador ist vielfach kirchlich und öffentlich anerkannt worden. Die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes vor Jahren ist ein Hinweis auf diese Wertschätzung.

Sr. Sigmunda hat die Not der Kinder und Jugendlichen gesehen und mit großem persönlichem Engagement und fachlichem Wissen gehandelt. Sie hat natürlich nicht allein gearbeitet, sondern hat sich auf Mitarbeiter/innen in Ecuador und die Hilfe der Ecuador-Partnerschaft der Erzdiözese München-Freising und anderer Institutionen stützen können. Fachkräfte im Entwicklungsdienst und Freiwillige aus Deutschland haben ebenfalls in den Einrichtungen gearbeitet. Sr. Sigmunda verstand es auch, mit langem Atem und viel Überzeugungskraft die Arbeit auf eine institutionell und finanziell sichere Basis zu stellen.

Der Freundeskreis von Schwester Sigmunda ist bis heute Garant dafür, dass die Arbeit weitergehen kann, auch wenn seit 2003 ekuadorianische Schwestern die Verantwortung für das Heim Santa Lucia übernommen haben.

Sr. Sigmunda Schnetzer O.P. gehörte zu der kleiner werdenden Gruppe von Ordensschwestern im Heliand, die im weltkirchlichen Dienst engagiert waren. Wir fühlen uns mit ihren Geschwistern und den Missions-Dominikanerinnen in ihrer Trauer verbunden.

Christel Wasiek



Wir bitten herzlich um Spenden für das Projekt „Unterstützung von Frauen im Gefängnis San Antonio de Pocollay“ in Tacna/Peru, das wir mit ca. € 3.000,00 unterstützen möchten. Herzlichen Dank im Voraus für alle Hilfe.

Missionskonto

des HELIAND – Kreis Katholischer Frauen

LIGA Bank Regensburg,

IBAN: DE 75 7509 0300 0002 2192 98

BIC: GENODEF1MO5

Wir bedanken uns für die großzügige Hilfe für alte Menschen im Centro Social Sao José do Monte in Caruarú/Brasilien. Ende des Jahres konnten wir erfreulicherweise € 3.500,00 überweisen.